

2. Differenztheorie nach Deleuze

Wenn es richtig ist, dass die Entwicklung der Systemtheorie einen letzten Schritt zu einer differenztheoretischen Bauweise enthält, der mit einem Bruch, einer Umschrift des Repräsentationsverhältnisses von »Systemmodell« und Welt korrespondiert, begibt sich die Systemtheorie auf ein Feld, das einen größeren Zusammenhang beschreibt. Es ist nämlich seit einiger Zeit im Allgemeinen von einer »Krise der Repräsentation« die Rede. Damit wird die Erfahrung des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts bezeichnet, nach der die »im klassischen Zeitalter als zureichend empfundenen menschlichen Repräsentationssysteme sich als der ›Wirklichkeit‹ nicht mehr adäquat erweisen und somit Repräsentation ihre die Ordnung der Dinge verbürgende Allgemeingültigkeit als Erkenntnisform verliert.« (Behnke 1991: 846) Dieser (theoretischen) Erfahrung der »Krise der Repräsentation« geht eine Vielzahl (theoretischer) Entwicklungen voraus und provozierte eine ebenso große Anzahl weit gefächerter (theoretischer) Konsequenzen. Etwas unvorsichtiger ließe sich sogar formulieren, dass ein Großteil der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Theoriebildung von der Grunderfahrung einer »Krise der Repräsentation« geprägt ist oder zumindest unter ihrem maßgeblichen Einfluss steht. Ihren Ausdruck findet jene Krise der Repräsentation am deutlichsten in der Erosion einschlägiger Unterscheidungen wie der von Kultur und Natur, Wahrheit und Schein oder Realität und Imagination. Diese (Sinn)Zusammenbrüche (Stäheli) in Form des Kollabierens zentraler Unterscheidungen/Differenzen sind Antriebsfeder vielfältiger Versuche, ohne die Gewissheit jener Unterscheidungen dennoch Ausdrücke unter der Voraussetzung zu prägen, dass selbstevidente Realität nur als Klammerausdruck weitergeführt werden kann. Insoweit findet sich eine erkenntnistheoretische Lesart der Autopoiesis, als solipsistische Konstruktion von Aussagen überhaupt, deren Geltung und Bewährung sich für die einen am unbeobachtbaren, sogar undefinierbaren Realitätskontakt bricht und für die anderen den Fluchtweg aus der ewigen Verpflichtung

tung auf einen Modellcharakter aufzeigt, in eine weite Debatte über die Grundlagen des Weltverständnisses eingebettet.

Im zweiten Kapitel soll gezeigt werden, dass der von der Krise der Repräsentation genährte Zweifel an der Erkennbarkeit der Welt überhaupt als Epiphänomen eines grundlegenden Wandels in der Architektur der Differenz, insbesondere ihrer Beziehung zur Identität gelesen werden kann. Daraus ergibt sich die Vermutung, dass die »differenztheoretische Wende« in der Systemtheorie weit aus mehr als nur raffinierter Theorieschmuck ist. Die historische Genese hin zur Luhmannschen Systemtheorie als eine Loslösung vom Repräsentationsanspruch einerseits und eine Wende zur differentialistischen Systemtheorie andererseits stünden demnach in einem entwicklungslogischen Zusammenhang. Die Herausarbeitung dieses Zusammenhanges soll Ausgangspunkt für einen Versuch sein, dem im ersten Kapitel festgestellten mangelnden Ausarbeitungsgrad des Differenzbegriffes bei Luhmann zu begegnen. Den theoretischen Einsatz soll dabei eine Figur aus Deleuzes *Differenz und Wiederholung* liefern. Nicht nur, dass Deleuze eine avancierte Theorie der Differenz anbietet, sondern er entwickelt sie auch explizit im Zusammenhang mit der Repräsentationsproblematik. Wenn man Deleuzes Differenzbegriff als mediale Bewegungskonstruktion, als Milieu für »kontrahierende« (d.h. sich zusammenziehende lebendige/mechanische) Systeme begreift, geraten die Systemtheorie Luhmanns und die Systematik des Werdens von Deleuze in eine fruchtbare Resonanz, die bislang nur sehr zögerlich zugelassen, erprobt und wahrgenommen wird (Wolfe 1998: 117ff.; Lehmann 2004; Andermann 2005). Letztlich lässt sich Luhmanns Weiterentwicklung des Systembegriffs als Entfernungsbewegung von der Systemlehre lesen, um der klappernden Mechanik die Organisation des Lebendigen einzuschreiben; Deleuze versucht das Innerste des Lebendigen, das Werden, gegen den Atomismus als Ausgangspunkt des Denkens stark zu machen, ohne auf ontologisierende Vitalismen zurückgreifen zu müssen, indem er das Werden auf einen systematischen Mechanismus zurückführt – zwei kommunizierende Röhren?

Bei der Herausstellung dieses Zusammenhanges, dieser Korrespondenzen, dient ein Zuschnitt des Repräsentationsproblems als Ausgangspunkt, der sich vielleicht als trivial bezeichnen ließe, dass nämlich schlicht die Gegenstände von ihren Repräsentanten radikal getrennt seien und an sich selbst unerkennbar sind. Man kann dann allerdings schon beim Kronzeugen Kant sehen, dass diese Unterbrechung nicht »einfach« konstruiert ist, sondern dass man durchaus im Anschluss an Kant die Krise der Repräsentation als Aufwertung des Trugbildes deuten muss, was letztlich eine wesentliche Verschiebung der Lesart einer schlichten Scheidung zwischen dem Gegenstand und seiner mentalen Repräsentation provoziert. Maßgeblich für das Erreichen einer Verbindlichkeit in der Konstruktion von Erkenntnis ist demnach die Aufrechterhaltung, bzw. das Funktionieren einer Unterscheidung, einer Differenz zwischen Abbild und Trugbild (Abschnitt 2.1.1), und zwar insbesondere hinsichtlich seiner Unterbrechungseigenschaft. Dadurch ist die gesamte Guckkastenmetaphysik, deren grundlegende Matrix vom

Verhältnis Ding-Bild aufgespannt wird, in das Funktionieren einer Abbildungs-Unterscheidung übersetzt und operationalisiert. Die beispielhafte Durchsicht der theoretischen Erfahrungsbestände, innerhalb derer die Krise der Repräsentation zum Ausdruck kommt, bestätigt diese Lesart (Abschnitt 2.1.2). Auf welche Weise die Aufwertung des Trugbildes Auflösungserscheinungen für die Repräsentation zeitigt, kommt in den Blick, wenn man mit Foucault die architektonischen Grundmuster des Paradigmas der Repräsentation betrachtet. Es zeigt sich, dass die Repräsentation ein spezifisches Zusammenspiel von Identität und Differenz zur Voraussetzung hat (Abschnitt 2.1.3). Dieses Zusammenspiel innerhalb der Unterscheidung von Trugbild und Abbild sorgt für das operative Fundament – und sichert damit den Fortbestand der repräsentativen Konstruktionen. Die Stabilität der Repräsentation wird aber nicht allein dadurch sichergestellt, dass Identität und Differenz als Komplementärbegriffe im Rahmen einer gemeinsamen Unterscheidung fungieren, sondern darüber hinaus über die Funktion einer Exklusivzuweisung der Funktion der Unterbrechung (Differenz) und des Übergangs (Identität). Wenn diese Zuweisungsvorschrift in eine Konfusion gerät, gerät auch die Repräsentation in eine Krise (Abschnitt 2.1.4). Dies lässt sich in einer *Topologie der Differenz* (Abschnitt 2.2) spezifizieren. An fortgeschrittenen Kritiken der vorbehaltlosen Hinnahme des Repräsentierten, bzw. der Repräsentanten wie Adornos *Negative Dialektik* oder Deleuzes *Differenz und Wiederholung* lässt sich zeigen, dass jeweils genau jenes Unterscheidungsgefüge, jenes grundlegende Zusammenspiel von Identität und Differenz aufgebrochen wird. Entweder wird der Identität ein unterbrechender Modus zugewiesen, oder aber der Differenz werden synthetisierende Momente zugestanden (Abschnitt 2.2.1). Bei diesen Versuchen zeigt sich eine gewisse Grundresistenz des Repräsentationsmodus gegen seine Aufhebung. Jegliches Sprechen, jeglicher Diskurs, auch und insbesondere jener, der die Problematik und Fragilität des Repräsentationsparadigmas zum Thema macht, scheint tiefer in eine gewisse Unhintergebarkeit, genau, zu jener Repräsentationsmatrix zu führen. Wenn sich ein solcher Versuch der Kritik entziehen möchte, ein reines negatives Exerzitium darzustellen (so etwa Habermas über Adornos *Negative Dialektik*), bedarf es der Entwicklung leitender »antirepräsentativer« Denkfiguren (Abschnitt 2.2.2). Als ein aussichtsreicher Kandidat oder auch vielleicht als Methode, außerhalb der Repräsentation, aber innerhalb der Ausdrückbarkeit überhaupt zu denken, wird die *Topologie* vorgestellt.

Dabei wird die mathematische Topologie gegen den Strich gelesen. Die zielt nämlich darauf ab, Strukturentsprechungen über unterschiedliche Räume hinweg aufzufinden. Sie entwickelt dafür eine abstrakte Beschreibung der Produktion von Grundräumen und macht so deutlich, dass die Rücksicht auf Darstellbarkeit schon mit der impliziten (unsichtbaren!) Anerkennung spezifischer Mechaniken der Verknüpfung und Verteilung der Grundbegriffe einhergeht, das sind im Falle des Repräsentationsraumes eben jene spezifische Anordnung und Verknüpfung von Identität und Differenz. Mit Hilfe einer *Topologie der Differenz* kann eine Lesart des Differenzbegriffes bei Deleuze entwickelt werden, die sich der Anzie-

lungskraft des Repräsentationsparadigmas entzieht. Insbesondere kann der Umfassendheit und Unendlichkeit des leeren Raumes der Repräsentation eine Alternative entgegengestellt werden: das Immanenzprinzip; operativ zeichnet sich ab, wie unterschiedliche Verwendungsweisen des Differenzbegriffs auf unterschiedliche Räume führen (Abschnitt 2.2.3). Außerdem kann einerseits die spezifische operative Grundlage des Repräsentationsraumes benannt werden und andererseits verdeutlicht werden, wie der Deleuzesche Versuch, sich hinter den Vorhang der Repräsentation zu begeben, mit dem Projekt der Aufwertung, der Positivierung der Differenz zusammenhängt und insbesondere auf eine veränderte Topologie der Differenz führt (Abschnitt 3.3). Es wird deutlich, dass der Wechsel von der einschlägigen Unterscheidung zwischen Identität und Differenz zu Differenz und Wiederholung nicht dazu dient, die Differenz systematisch *innerhalb* der einschlägigen Unterscheidungen aufzuwerten. Vielmehr führt der theoretische Einsatz von Differenz und Wiederholung auf eine im Unterschied zur Topologie des Repräsentationsraumes gänzlich andere Topologie, die es ermöglicht, eine »Räumlichkeit« jenseits der Repräsentation zu denken, ohne über ihn im Modus des Undarstellbaren reden zu müssen (Abschnitt 3.3.1.). Diese Verschiebung beruht wesentlich auf der Umstellung des Differenzbegriffes, der weder in Bezug auf die Identität noch auf die Nicht-Identität gedacht wird, sondern in Bezug auf die Differenz, die Bewegung (3.3.2.). In der Deleuzeschen dynamischen Topologie der Differenz kommen der Differenz spezifisch mediale Qualitäten zu, die die operative Grundlage für Wiederholungen darstellen (Abschnitt 3.3.3). Es entsteht somit eine Topologie, in der alle Formen und Ausdrücke auf der Grundlage des Zusammenspiels von Differenz und Wiederholung produziert werden, ohne sich an den Ansprüchen der Repräsentativität orientieren zu müssen. Das erlaubt es, die Differenz im weitesten Sinne »positiv« zu denken, und macht sie damit anschlussfähig für die im dritten Kapitel folgende Denkweise des Systems als Differenz.³⁹ Die Positivität des Differenzbegriffs besteht darin, dass der Differenzbegriff Abstand von seiner Bedeutung als Unterscheidung gewinnt, und somit erlaubt, die spezifische operative Logik des Satzes »das System ist die Differenz«

39 So wurde der Gewinn einer Berücksichtigung der Philosophie Deleuzes in einer der wenigen expliziten Einlassungen aus systemtheoretischer Sicht von Baecker benannt: »Dass man von Unterscheidungen reden könne, ohne über Negationen reden zu müssen, ist eine der wichtigsten Thesen des Buchs Differenz und Wiederholung, das Gilles Deleuze 1968 veröffentlichte.« (Baecker 1996: 93) Obwohl Deleuzes Positivierung des Differenzbegriffes weitaus besser zur Systemtheorie passt, kapriziert sich der systemtheoretische Diskurs – mit Ausnahme einiger weniger kursorischer Bezugnahmen – stärker auf den Begriff der *différance* bei Derrida. Über die Gründe kann nur spekuliert werden (vgl. Abschnitt 2.5.1). Jedenfalls sind die expliziten Bezüge Luhmanns auf Derrida augenscheinlich zahlreicher als die zu Deleuze; das spiegelt auch die Sekundärliteratur wider. Auf bestimmte Unterschiede zwischen dem Differenzbegriff Deleuzes, von dem Derrida gesagt hat, dass ihn sein Denken nie verlassen hätte (vgl. Günzel 1998: 9), und dem Begriff der *différance* wird in den Anmerkungen im Folgenden immer wieder hingewiesen.

zu erschließen, ohne zwei getrennte (im Zweifel sogar subjektivierte) Einheiten zu denken: System und Umwelt.

2.1. Von der Krise der Repräsentation zur Topologie der Differenz

2.1.1. Die Krise der Repräsentation im Ausgang des Diskurses von den menschlichen Erkenntnisgrenzen

Inzwischen hat die Rede von der Krise der Repräsentation breite Allgemeingültigkeit erlangt, die über die Kompliziertheit des darunter befassten Sachverhaltes hinwegzutäuschen droht. Denn in einer holzschnittartig vereinfachten Lesart ließe sich die Krise der Repräsentation zunächst als Bewusstsein einer Unterbrechung der wahrheitsverbürgenden Verbindung zwischen Zeichen und »Realität« begreifen. Innerhalb eines solchen Verständnisses lässt sich die Krise der Repräsentation als eine Verlängerung der Einsichten eines Immanuel Kant darstellen, der im Auftakt seiner drei Kritiken, der *Kritik der reinen Vernunft*, herausstellte, dass zwischen den kognitiven Repräsentationen im Bewusstsein und den Dingen außerhalb des Bewusstseins keine Verbindung besteht, die zur Annahme irgendeiner definiten Form eines Entsprechungsverhältnisses berechtigte. An Stelle einer kontemplativen Übereinstimmung des beobachteten bzw. in Frage stehenden Gegenstandes außerhalb des Subjektes mit der innerhalb des Bewusstseins gegebenen Vorstellung sei von einer grundlegenden *Unterbrechung* auszugehen.⁴⁰ Man müsse von den bewusstseinsimmanenten Vorstellungen eine Kategorie des *Dinges an sich* unterscheiden, die in keiner notwendigen und insbesondere eindeutigen Beziehung zu ihren Abbildungen stehe⁴¹. Das bedeutet das Ende eines trivialen Modells von Erkenntnis, nach der das Bild des Objektes von ihm selbst vorgegeben ist und nur qua (modifizierter) Punkt-zu-Punkt-Übertragung ins Bewusstsein überführt wird. Die Vorstellungen und Erkenntnisgegenstände hingen nicht von den Dingen selbst ab, sondern entstünden durch die Verarbeitung von Sinnesdata. Letztere wiederum lieferten kein fertiges, figürliches Bild, sondern erst ihr komplexes Zusammenspiel mit den Verstandesbegriffen produziere die Gegenstände bzw. deren Eindrücke und markiere somit gleichzeitig die Grenze des Erkenntnisvermögens. Erkenntnisse hingen somit sowohl von der Rezeptivität der Eindrücke als auch von der Spontaneität der Begriffe ab. Kants

40 Zur Schematisierung der Fragestellung lasse ich bewusst die Frage aus, ob die Vorstellung einer ehemals vorliegenden Einheit zwischen Erkenntnisding und realem Ding erst durch Kant erzeugt wurde.

41 An der Negation dieses trivialen Modells einer förmlichen Entsprechung von Erkenntnis und Gegenstand lässt sich gleichsam das triviale Gegenmodell bereits ablesen: Die schlichte Behauptung, die Trennung sei absolut und unhintergebar. Vgl. weiter unten die Ausführungen zum *Radikalen Konstruktivismus*.

transzendente Logik entwickelt sich im Zusammenspiel von Sinnlichkeit und Erstand und führt konstruktive Muster als grundlegenden *Movens* unserer Erkenntnis ein. Letztere entfaltet sich entlang spezifischer Schemata und Kategorien, die eine Art unhintergebares Grundgefüge und Möglichkeitsbedingung von Erkenntnis überhaupt darstellen. Es ergibt sich somit aus der Beschreibung des menschlichen Erkenntnisvermögens – der transzendentalen Analytik – die theoretische Einsicht, dass unsere im Bewusstsein gegebenen Gegenstände gar nicht den äußeren Dingen entsprechen könnten, weil sie maßgeblich jener Konstruktionsleistung und -spezifik des Bewusstseins unterliegen, dass selbst Raum und Zeit als transzendente Metrisierung des Erfahrungsraumes zu verstehen sind. Es ist dann nicht mehr die in den Dingen, in der Substanz gegebene Evidenz, die Wirklichkeit für den Menschen gebiert, sondern der relationale, funktionale Zusammenhang gegebener Vorstellungen. »Nicht die sinnliche Lebhaftigkeit des Eindrucks, sondern dieser innere Beziehungsreichtum ist es, was ihm das Kennzeichen wahrhafter Objektivität aufprägt.« (Cassirer 1994: 373) Das Konzept einer Erfahrungserkenntnis, innerhalb derer die Evidenz des sinnlichen Eindruckes eine Bürgschaft für die Richtigkeit des entstandenen Bildes übernimmt, ist damit zugunsten einer »intersystematischen« *Konstruktion* von konsistenter Bildlichkeit aufgebrochen. Es kommt dadurch die (kulturelle) Produktivität der Repräsentation in den Blick (vgl. etwa Hall 1997) oder die Kulturgeschichte der »Evidenz« als Geschichte des Zweifels am repräsentativ Gegebenen (vgl. etwa Smith/Kroß 1998).

Der *Radikale Konstruktivismus* findet sich vielleicht am äußersten Rand der möglichen Konsequenzen, die aus dieser Einsicht zu ziehen sind. In einer Verallgemeinerung der von Kant formulierten Gedanken geht er davon aus, »dass kognitive Tätigkeit im Errichten kohärenter Netzwerke besteht, indem kompatible begriffliche Strukturen gebildet werden.« (Glaserfeld 1997: 191) Dass solchermaßen konstruierte Weltbilder eine Dignität für sich beanspruchen dürfen, wird mit ihrem *Funktionieren* begründet. Im Konstruktivismus wird die für das erkenntnistheoretische Repräsentationsverhältnis entscheidende Größe der Entsprechung in Begriffe wie »Viabilität«, »Gangbarkeit« oder »Anpassung« übersetzt. Die Geltung eines Begriffs entscheidet sich nicht in der gelungenen Kongruenz mit einer »Realität«, sondern am schlichten Funktionieren oder eben: Nicht-Funktionieren. »Von Falsifikation würde ich so sprechen: Ich lerne aus dem Zusammenbrechen meines Tuns, dass es so nicht geht. Man kann das aber dann nicht übersetzen in: Aha, es muss eine richtige Art und Weise geben, das zu tun! ›Richtig‹ ist schon wieder ein irreführendes Wort. Handlungsweisen sind bestenfalls möglich. Dass es möglich ist, etwas so oder so zu machen, gibt mir keinen Hinweis darauf, wie die ontische Wirklichkeit aussieht. Denn die Tatsache, dass ich so mein Ziel erreichen kann, hat nur mit dem Ziel zu tun, das ich mir in meinen Begriffen gesetzt habe, und mit den Handlungen, die mich hinführen, die aber immer meine Handlung sind, von mir gesehen. Ich kann also nie aus

dem Bereich meiner Begriffe und meiner Handlungen in eine von mir unabhängige Wirklichkeit hinausgegangen.« (Glaserfeld 1987: 428)

Die Radikalität des *Radikalen Konstruktivismus*, wie auch vieler Spielarten der Wissenschaftstheorie mit dem Credo des *anything goes* Feyerabends oder auch zahlreicher anderer Ansätze in den Sozialwissenschaften ergibt sich aus den Folgen der Zuspitzung der konstitutiven *Unterbrechung* für die Möglichkeit eines Repräsentationsmodells: Aussagen werden demnach mentalistisch im Selbstkontakt eines operativ geschlossenen Bewusstseins (oder allgemeiner: Systems) konstruiert oder entstehen im »intermentalalen Zusammenhang« als soziale Konstruktion⁴². Entscheidend ist, dass einerseits am Idealtyp einer Erkenntnis-konstruktion durch Übereinstimmung zwischen einem Gegenstand und seiner Abbildung festgehalten wird, andererseits der Abstand zwischen eben jenem Gegenstand und seinem Repräsentanten unüberwindlich wird. Die Annahme einer »Übereinstimmung« zwischen Abbildung und Gegenstand kann zwar nur noch als Zufall gewertet werden, an ihrer Möglichkeit wird aber in Form eines funktionalen Musters festgehalten. Auch wenn es noch Akzentuierungen in jenem Diskurs des Radikalen Konstruktivismus gibt, findet sich die Annahme der Konstruktion qua funktionaler Angleichung – wie sie etwa Glaserfeld vertritt – in fast allen Ansätzen wieder. Glaserfeld geht sogar davon aus, dass es eine sukzessive Anpassung (*Viabilität*) der Konstruktion von Beobachtern an die dahinter liegende unerkennbare Realität geben könne, indem getätigte Annahmen funktionieren, also im praktischen Gebrauch nicht verfallen. Eine Beurteilung über diese Fungibilität hinaus sei allerdings nicht möglich. Wobei schon die Bewertung einer nicht auszusetzenden Realitätsannahme als »Anpassung« auf schwie-

42 Erkenntnistheoretisch muss mit Repräsentation nicht allein ein subjektiv rückgebundener mentaler Zustand bezeichnet sein. Spätestens seit Berger/Luckmanns *Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit* ist der Begriff der Realitätskonstruktion endgültig der Alleinherrschaft des denkenden Subjektes entrissen. Allerdings reduplizieren sich auch im Feld der Erforschung sozialer Konstruktionen die Probleme, die aus der Trennung von Vorstellung und Realität resultieren, sodass etwa Hacking sich berechtigt sieht, alle Spielarten – alle »ismen«, alle Abwandlungen des Konstruktivismus – hinsichtlich ihrer erkenntnistheoretischen Voraussetzungen als gleich zu behandeln: »Doch die für diese Ismen charakteristischen Themen und Einstellungen sind nicht sonderlich verschieden. Von allen drei Seiten [den Konstruktivisten, Konstruktionisten und Konstruktionalisten; *W. F.*] hört man, dass die Dinge nicht das sind, was sie zu sein scheinen. Alle drei beinhalten eine bilderstürmerische Infragestellung der übertünchten Realität, also dessen, was die Durchschnittsmenschen für wirklich halten. Was für eine Überraschung! Alle Konstruktismen wohnen in der von Platon angebahnten und von Kant endgültig gestalteten Dichotomie zwischen Erscheinung und Wirklichkeit. Obwohl die sozialen Konstruktionisten in der von ihnen als Postmoderne bezeichneten Sonne baden, sind sie im Grunde ganz altmodisch.« (Hacking 1999: 81) Eine für die soziale Erfahrung einer »Krise der Repräsentation« wichtige weitere Dimension des Repräsentationsbegriffes, nämlich die politisch-juridische, bleibt hier ausgeblendet (Vgl. dazu z.B. Laclau 1986).

riges Terrain führt. Denn angesichts der Einführung der radikalen Trennung von Bewusstsein und Gegenstandswelt kann es keine andere als eine übergeordnete transzendente Instanz sein, die überhaupt noch die Rede von einer »Anpassung« rechtfertigen könnte. Luhmann spitzt entsprechend zu: »Der Partner für den radikalen Konstruktivismus ist demnach nicht die Erkenntnistheorie der Tradition, sondern ihre Theologie (und zwar eine Theologie, die wegen ihrer Ansprüche an Genauigkeit über das hinausging, was die Theologie verkraften konnte). Man sieht dann leicht, dass man das Unterscheiden der Unterscheidungen, mit denen die Beobachter arbeiten und die im Beobachten der Beobachter zu beobachten sind, noch zu unterscheiden hat von dem Nichtunterschiedenen, das damals Gott hieß und heute, wenn man System und Umwelt unterscheidet, Welt oder wenn man Gegenstand und Erkenntnis unterscheidet Realität.« (Luhmann 1988a: 28-29) Die radikale Trennung von Vorstellung und Realität holt also endlich die Theorie selbst ein und lässt fraglich werden, welchen anderen Status die Annahme einer Unterbrechung von Gegenstand und Erkenntnis haben kann als einen theologischen. Ein in erkenntnistheoretischer Hinsicht völlig unerreichbares Objekt soll wider seine Unsichtbarkeit Gegenstand der Spekulation über seine Beschaffenheit sein. Das gilt aber für alle Erkenntnis und somit nicht nur für Objekterkenntnis, sondern auch für die Konstruktion von Propositionen ohne gegenständliches Objekt, also insbesondere für jene, die zum Inhalt hat, dass alle Erkenntnis Konstruktion sei. Damit führt das Problem auf den immanenten Widerspruch, dass die Behauptung, alle philosophische Erkenntnis sei aufgrund der radikalen Geschiedenheit von Vorstellung und Realität Konstruktion, insbesondere für sie selbst gelten muss. Die Konstruktion gerät in den Sog ihres eigenen Konstruktivismus. Die angenommene äußere *Unterbrechung* von Erkenntnisobjekt und Gegenstand schreibt sich in den inneren Prozess der Konstruktion von Theorie ein, indem sie den Wahrheitswert von der Proposition abtrennt. Auch wenn man innerhalb des Diskurses des Radikalen Konstruktivismus grundsätzlich bereit ist, die »Freistellung« des Wahrheitswertes billigend in Kauf zu nehmen, wirkt diese Konstruktion auf die Konstruktivität höchstselbst zurück. Wenn man sich nicht im Schweigen üben will, welche Geltung kann dann noch einer Aussage zukommen, wenn ihr eine radikale Abgeschiedenheit vom Gegenstand vorausgeht? Ist damit nicht jeglicher Aussagegehalt desavouiert, sind nicht alle theoretischen Aussagen nur noch vom Rang einer Spielmarke?

Dieses systematischen Problems war sich Kant durchaus bewusst. Deshalb konnte die Architektur der Unterscheidung zwischen Vorstellungsdingen und Dingen *an sich* nicht in der Form einer einfachen *Unterbrechung* zwischen der Welt der Objekte und dessen Repräsentationen angenommen werden: denn Kant sah, dass sich mit einer »einfachen« Unterscheidung zwischen Dingen in der äußeren Welt und Bewusstseinsgegenständen jeglicher Anhaltspunkt aufzulösen droht, der ihm erlaubte, seine weiteren Überlegungen zu entfalten – seine gesamten Konstruktionen entbehrten dann jeglichen wahrheitsmäßigen Geltungsanspruchs. Sinnes-

data und Begriffsbildung würden radikal kontingent und entfernten sich von der Möglichkeit eines Nachvollzuges. Deshalb weist Kant der Sinnlichkeit als einem quasi dritten Wert einen systematischen Ort bei der Gewinnung von Erkenntnissen zu. »Unsere Natur bringt es mit sich, dass die Anschauung niemals anders als sinnlich sein kann, d.i. nur die Art enthält, wie wir von Gegenständen affiziert werden. Dagegen ist das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken, der Verstand. Keine dieser Eigenschaften ist der anderen vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.« (KrV, A 51) Es geht Kant dabei nicht um den Versuch, die vorgenommene Trennung zwischen Erkenntnis und Objekt in Teilen zurückzunehmen, wohl aber darum, ein Kriterium zu gewinnen, das es erlaubt, das Medium der Wahrheit beizubehalten, in dem er seine Philosophie entfalten kann. Mit dem Einbezug sinnlicher Anschauung ist Kant in der Lage, jenseits der Grundannahme der radikalen Trennung von Erkenntnis und Gegenstand, eine weitere – in ihren Konsequenzen weitaus wichtigere Unterscheidung zu treffen: Die zwischen Erscheinung und Schein.⁴³ Denn während Kant die Erscheinung als die in der

- 43 Genau dieser zweite Schritt wird vom *Radikalen Konstruktivismus* und von dessen konstruktivistischem Kritiker Luhmann ignoriert: »In der Tradition des erkenntnistheoretischen Idealismus ging es um die Frage der Einheit der Differenz von Erkenntnis und Realgegenstand. Die Frage lautete: Wie kann die Erkenntnis einen Gegenstand außerhalb ihrer selbst feststellen? Oder: Wie kann sie feststellen, dass etwas unabhängig von ihr existiert, wo doch alles, was sie feststellt, schon Erkenntnisleistungen voraussetzt und gar nicht unabhängig von Erkenntnis vorstellbar ist. Ob man nun transzendentaltheoretische oder dialektische Problemlösungen bevorzugte, das Problem lautete: Wie ist Erkenntnis möglich, obwohl sie keinen von ihr unabhängigen Zugang zur Realität außer ihr hat. Der radikale Konstruktivismus beginnt dagegen mit der empirischen Feststellung: Erkenntnis ist nur möglich, weil sie keinen Zugang zur Realität außer ihr hat.« (Luhmann 1988: 9) Luhmann versucht gegen eine vereinfachende Lesart des erkenntnistheoretischen Grundproblems eine differenziertere Sichtweise zur Geltung zu bringen. Zwar teilt er den radikalkonstruktivistischen Ansatz, der von einem »obwohl« zu einem »weil« führt; zur Aussage, dass sich nur deshalb Aussagen über die Welt gewinnen ließen, weil das aussagende System von der Welt getrennt sei. Nur mache es sich der Radikale Konstruktivismus zu einfach, indem der nachfolgende Weg geradewegs in die Beliebigkeit verlängert würde, vielmehr müsse gefragt werden, *wie* eine solche modalitätstheoretische Auffassung von der Erkenntnis trotz Trennung aufgebaut sei. (vgl. ebd.: 8ff.) Die Schließung sei über die Einschränkung von Möglichkeiten – die Reduktion von Komplexität – ermöglicht und von hier aus sei die Erkenntnistheorie operativ zu entwickeln. Die spezifische Begrenzung des Möglichkeitsraumes, sei aber gerade nicht jene überbordende Beliebigkeit. Das heißt aber auch, dass Luhmanns erkenntnistheoretische Ausgangsbasis in der Trennung von Erkenntnis und Realgegenstand begründet liegt und mindestens einen dritten Wert, nämlich die Geltung der Aussagen selbst, die (Selbst)Evidenz der theoretischen Formulierungen unberücksichtigt lässt bzw. deren Lösung nicht gelten lässt, weil sie das Problem nicht präzise genug fasse. »Kant geht davon aus, dass die Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung selbst gegeben sein könnten. Die Absicht der Selbstrefe-

Erfahrung gegebenen Sinnesdata erklärt, ist der Schein ein (unvermeidlicher) Irritationsort für unsere Vernunft, der durch die Konfusion des Sinnes und des Verstandes entsteht. »Noch weniger dürfen Erscheinung und Schein für einerlei gehalten werden.« (KrV: A 188) Hier findet sich im Grunde der Entstehungsort des Problems, das den Ausgangspunkt für Kants Untersuchungen liefert, das ihn aus dem »metaphysischen Schlaf« erweckt hat. Kant wendet sich gegen die spekulativen Auswüchse der Vernunft, die von aus seiner Sicht prinzipiell nicht erfahrbaren Gegenständen handelt und vor allem nicht in der Lage ist, über Wahrheit und Geltung von Aussagen zu urteilen, die der Erfahrung nicht zugänglich sind. Wenn er dies mit der Annahme einer radikalen Geschiedenheit von Verstand und Wirklichkeit begründete, entstünde das systematische Problem, dass seine Philosophie auch über alle anderen Dinge zum Schweigen verurteilt wäre – zumindest, wenn sie ihre Aussagen mit einem Objektivitätsanspruch im genauen Sinn ausstatten wollte. Es geht um das »richtige« Zusammenspiel von Vernunft und Erfahrung, denn Wahrheit und Irrtum entspringen genau diesem Verhältnis und Letzterer kann nur durch deren wahrhaftiges Zusammenspiel vermieden werden.⁴⁴ Begriffe können also nicht allein der reflexiven Tätigkeit des Verstandes entspringen und bedürfen notwendig der Anschauung. »Was diese Kritik der Schlüsse, aus der bloßen Handlung der Reflexion, überaus nützlich macht, ist: dass sie die Nichtigkeit aller Schlüsse über Gegenstände, die man lediglich im Verstande miteinander vergleicht, deutlich dartut, und dasjenige zugleich bestä-

renzungunterbrechung wird als theoriearchitektonische Notwendigkeit deklariert. Die Notwendigkeit eines Apriori erscheint als Notwendigkeit a priori. Das erzwingt dann den vorgängigen Einsatz einer Unterscheidung, die eine solche Aussage ermöglicht: der Unterscheidung von empirisch und transzendental.« (WdG: 498) Eine Lösung, die, wie Luhmann auf den folgenden Seiten oft wiederholt, »heute nicht mehr überzeugen kann«.

- 44 »Denn Wahrheit oder Schein sind nicht im Gegenstande, sofern er angeschaut wird, sondern im Urteile über denselben, sofern er gedacht wird. Man kann also richtig sagen: dass die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrtum, mithin auch der Schein, als die Verleitung zum letzteren, nur im Urteile, d. i. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserem Verstande anzutreffen. In einer Erkenntnis, die mit den Verstandesgesetzen durchgängig zusammenstimmt, ist kein Irrtum. In einer Vorstellung der Sinne ist (weil sie gar kein Urteil enthält) auch kein Irrtum. Keine Kraft der Natur kann aber von selbst von ihren eigenen Gesetzen abweichen. Daher würden weder der Verstand für sich allein (ohne Einfluss einer anderen Ursache), noch die Sinne für sich irren; der erstere darum nicht, weil, wenn er bloß nach seinen Gesetzen handelt, die Wirkung (das Urteil) mit diesen Gesetzen notwendig übereinstimmen muss. In der Übereinstimmung mit den Gesetzen des Verstandes besteht aber das Formale aller Wahrheit. In den Sinnen ist gar kein Urteil, weder ein wahres, noch falsches. Weil wir nun außer diesen beiden Erkenntnisquellen keine andere haben, so folgt: dass der Irrtum nur durch den unbemerkten Einfluss der Sinnlichkeit auf den Verstand bewirkt werde, wodurch es geschieht, dass die subjektiven Gründe des Urteils mit den objektiven zusammenfließen, und diese von ihrer Bestimmung abweichend machen [...].« (Kant 1993: A 294)

tigt, was wir hauptsächlich eingeschränkt haben: dass, obgleich Erscheinungen nicht als Dinge an sich selbst unter den Objekten des reinen Verstandes mit begriffen sind, sie doch die einzigen sind, an denen unsere Erkenntnis objektive Realität haben kann, nämlich, wo den Begriffen Anschauung entspricht.« (KrV: A 279) Damit führt die prinzipielle Unerkennbarkeit der Dinge an sich nicht auf erkenntnistheoretischen Fatalismus, sondern motiviert die transzendente Konstruktion, dass die Möglichkeit, Anschauung an Objekten zu generieren, der Maßstab zur Unterscheidung zwischen Schein und Erscheinung sein soll. All die Spekulationen, denen keine Anschauung je entsprechen kann, werden ins Reich der Verstandestäuschungen verwiesen, werden als Trugbild ausgeschieden. Somit kann Kant trotz des Postulates der prinzipiellen Unerreichbarkeit des Dings an sich ein Kriterium für die Gültigkeit seines philosophischen Einsatzes gewinnen. Mit anderen Worten, Kants Erkenntniskritik entfaltet sich im Zusammenspiel zweier Unterscheidungen.⁴⁵ Die Differenz zwischen Abbild und Trugbild wird als *Unterbrechung* eingesetzt, um einen *Übergang* innerhalb der Differenz zwischen Ding und Abbild zu erzeugen und damit letztlich auch die Möglichkeit einer entsprechenden Proposition zu schaffen. Es ist Kant somit möglich, trotz der prinzipiellen Unmöglichkeit, Einsicht in die Dinge selbst zu erlangen, seine Kritiken weiterzuentwickeln. In dieser Absicht benutzt Kant die Differenz zwischen Abbild und Trugbild, um einen *Übergang*, eine *Passage* von der theoretischen zur praktischen Vernunft zu finden, und begibt sich so trotz der Einsicht in die unüberwindlichen Erkenntnisgrenzen nicht der Möglichkeit eine weltgültige Moralphilosophie zu entwerfen.

Kant hat damit eine ›Vorform‹ der Krise der Repräsentation bearbeitet. Die unzureichende Klarheit in der Beurteilung spekulativer philosophischer Urteile, die vor allem Dinge betrafen, die gemeiner Erkenntnis qua Erfahrung nicht zugänglich sind, also in kein klares mentalistisches Repräsentationsverhältnis zu bringen sind, hat Kant dazu geführt, sein Projekt einer ›Kritik der reinen prakti-

45 In der Lesart Deleuzes erneuert Kant damit eine bereits von Platon eingeführte Unterscheidung: »In einer tieferen Schicht aber verschiebt sich die wahre Unterscheidung Platons und verändert sich wesentlich: Sie besteht nicht zwischen Original und Bild, sondern zwischen zwei Arten von Bildern. Sie besteht nicht zwischen Urbild und Abbild, sondern zwischen zwei Arten von Bildern (Nachbildungen), von denen die Abbilder (Ebenbilder) nur die erste Art darstellen, während die andere durch die Trugbilder (Phantasiegebilde) konstituiert wird. Die Unterscheidung von Urbild/Abbild besteht nur, um die Unterscheidung Abbild/Trugbild zu begründen und anzuwenden; denn die Abbilder werden im Namen der Identität des Urbilds und dank ihrer inneren Ähnlichkeit mit diesem idealen Urbild gerechtfertigt, bewahrt und ausgewählt.« (DW: 166) Vgl. dazu auch LdS: 311ff. Letztlich liefert Kant damit eine Variation in der Tradition einer weiteren Unterscheidung, deren Gültigkeit eine der Hauptquellen der Philosophie war und ist: der zwischen Sein und Schein. Vgl. statt vieler etwa Bolz 1992: 9: »Philosophie nimmt ihren Anfang, wo sich Denken gegen die Bedrohung behauptet, die im Aufbrechen der Differenz zwischen Sein und Schein erwächst.«

schen Vernunft« in zwei Abschnitte aufzuteilen. In der *Kritik der reinen Vernunft* werden in einem ersten Schritt die Erkenntnisgrenzen der Philosophie klar herausgearbeitet und damit insbesondere die Anforderungen an eine zukünftig gültige Philosophie konturiert (geradezu programmatisch in *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik*). In einem zweiten Schritt, in der *Kritik der praktischen Vernunft*, wird die Unterscheidung zwischen Abbild und Trugbild gleichermaßen benutzt, um den gestiegenen Erfordernissen zu entsprechen und so die Gültigkeit der gesamten Konstruktion zu sichern. Das Grundmuster, dem Kant bei seinem Vorgehen folgt, ist die Erkenntnis wider die Unterbrechung von Erkenntnisobjekt und Realgegenstand so weit zu treiben, wie es mit Hilfe der Kategorie der Erfahrbarkeit möglich ist, die Unterscheidung zwischen Abbild und Trugbild aufrechtzuerhalten. Der Zusammenbruch dieser letzteren Unterscheidung würde allerdings von neuem die Grundlagen einer Kritischen Philosophie nach Kant erschüttern.

2.1.2. Die Krise der Repräsentation als Auflösung der Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild

Vor diesem Hintergrund lässt sich die »Krise der Repräsentation« als eine (zunehmende) Bedrohung der Abbilder durch Simulakren⁴⁶ verstehen, als eine Konfusion der von Kant systematisch eingesetzten Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild. Simulakren forderten die Unterscheidung zwischen Abbild und Trugbild seit je heraus – indem sie eine gewisse Kontamination in das Raster der Scheidungen von Trugbild, Abbild und Urbild eintrugen. Diese Bewegung wurde durch unterschiedlichste Entwicklungslinien beschleunigt, die von der theoretischen Aufwertung eines Kontingenzbegriffes bis zur »praktischen« Entwicklung der Medien reicht. Ausdruck findet diese Entwicklung nicht allein in der Entstehung markanter Mischphänomene wie etwa *cyborgs* (Mischung aus cyberne-

46 Von einem Simulakrum soll hier im Unterschied zu einem Trugbild die Rede sein, wenn die Referenz komplett aufgegeben wird. Es geht nicht mehr darum, etwas vorzutäuschen mit Bezug auf etwas Anwesendes oder Abwesendes, sondern den Bezug, die Maske selbst aufzugeben. »Dissimulieren heißt fingieren, etwas das man hat, nicht zu haben. Simulieren heißt fingieren, etwas zu haben, was man nicht hat. Das eine verweist auf eine Präsenz, das andere auf eine Absenz. Doch die Sache ist noch komplizierter, denn simulieren ist nicht gleich fingieren: »Jemand, der eine Krankheit fingiert, kann sich einfach ins Bett legen und den Anschein erwecken, er sei krank. Jemand, der eine Krankheit simuliert, erzeugt an sich einige Symptome dieser Krankheit« (so das Wörterbuch von Littré). Beim Fingieren oder Dissimulieren wird das Realitätsprinzip nicht angetastet: die Differenz ist stets klar, sie erhält lediglich eine Maske. Dagegen stellt die Simulation die Differenz zwischen »Wahrem« und »Falschem« und »Imaginärem« immer wieder in Frage. Ist ein Simulant, also jemand der »wahre« Symptome produziert, krank oder nicht? Objektiv kann man ihn nicht als Kranken, aber auch nicht als Nicht-Kranken behandeln.« (Baudrillard 1978: 10)

tics/organism), sondern insbesondere in der Erosion theoretisch und praktisch einschlägiger (Denk)Figuren, die für die grundsätzliche Geltung der Unterscheidung bürgten, eindeutig Trugbild und Abbild auseinander halten zu können. Somit wird das Kollabieren der die Trennung von Abbild und Trugbild aufrecht-erhaltenden theoretischen und praktischen Instanzen, die die *Bilder des Wissens* (Breibach 2005) stabilisierten, zum Ausgangspunkt unterschiedlichster Erfahrungsweisen der »Krise der Repräsentation« (die letztlich so vielschichtig sind, dass an dieser Stelle nur kursorisch und beispielhaft an einzelne von ihnen erinnert werden kann): den Verlust der Selbstevidenz im Subjekt in der gegenwärtigen Sozialphilosophie, das hypertrophe Wachstum der Simulakren und die Positivierung des Unbestimmten.

Der Verlust der Erfahrungsautorität des Subjektes ist seit einiger Zeit ein zentrales Topos im Diskurs um die Krise der Repräsentation. Ausgangspunkt vielerlei philosophischer Versuche über die Konstitution des (Selbst)Seins war die mehr oder weniger unverbrüchliche Selbstgegebenheit subjektiver Erfahrung. Der Ungewissheit äußerlicher Erscheinungen konnte die Konstruktion einer als subjektiv evident gegebenen Erfahrung entgegengestellt werden. Die *Topologie der Einheitsorte* (Bickmann 1996), die einem Kant noch die Verortung der Vorstellungswelt sicherte, konnte eine Differenz als Unterscheidung von sinnlich gewisser Erfahrung als modifiziertem Abbild der Welt und den Verführungen der Trugbilder, die aus dem »Abwesenden« kommend sich als Chimären einschlichen, stabilisieren und vermittels dessen Unbestimmtheit absorbieren. Dieses Verfahren blieb unhinterfragt, bis sich zunehmend der Verdacht erhärtete, dass es sich bei Erfahrungsgegebenheiten möglicherweise nicht umstandslos um subjektiv rückgebundene Evidenzen handelt, sondern um vielschichtige Erscheinungen, die eben nicht allein im Widerspiel zwischen der Vielfalt der Welt und der Einheit des subjektiven Sinnes generiert wurden. Wie sollte von der erfahrungsverbürgenden Annahme eines transzendentalen Ego entschieden werden, auf welcher Seite der Unterscheidung von Trugbild und Abbild sie zu verorten sei. Verschiedentliche Weiterführungen des Diskurses um das Subjekt, etwa in der Psychoanalyse, machten die Vorstellung eines konsistent als vorgängig anzunehmenden einheitlich homogenen Subjektes fragwürdig. Der mögliche Wegfall des transzendentalen Ego, das noch bei Kant alle Vorstellungen begleitet und als Letztinstanz für die Grundlagen der theoretischen Philosophie garantiert, fordert Letztere in ihren Grundlagen heraus: Die Sicherheit der Annahme, dass sich ein in seiner Konstitution stetiger selbstgewisser Erfahrungszusammenhang einer Vielzahl von Eindrücken unterschiedlichster Provenienz gegenübersteht, geht verloren, wenn sich zukünftig eine subjektive Mannigfaltigkeit auf die Vielzahl von Eindrücken beziehen muss. Finite Innerlichkeit droht verloren zu gehen. Es wird deutlich, dass mit dem Verlust durchgängiger Erfahrungspräsenz die Evidenz und Wahrheit der Philosophie selbst auf dem Spiel stehen, wenn sich Selbstgegebenheit schon in Sinnestäuschungen, Spiegelungen und Ähnlichem

verliert. Die *Theorie des Spiegelstadiums* Lacans verdeutlicht etwa, dass schon der Konstitutionsprozess des Subjekts dem Spiel der Unterscheidung von Trugbild und Abbild unterworfen ist und nicht ein »fertig konstituiertes« Subjekt mit jener Unterscheidung konfrontiert wird.

Die Annahme einer ungebrochenen Faktizität der Erfahrung wird also von einem Simulakrum kontaminiert, das die verbürgende Unterscheidung zwischen dem »echten« Abbild und dem »falschen« Trugbild unterläuft. Gegen diese Erosion einschlägiger Unterscheidungen ist der Versuch, auf *Gegebenheit* der Bilder selbst abzustellen, gerichtet. Wenn die Unterscheidung selbst ihre Wirkkraft verliert, wird auf die Überzeugungskraft der Gegenwärtigkeit selbst umgestellt. Die Präsenz tritt das Erbe des transzendentalen Egos an. Nach dem Diktum von *Sein und Zeit* ist das Sein in der Zeit aufgegeben, und die Erfahrungsevidenz ist von ontologischer Gegebenheit auf zeitliche Gegebenheit, auf Präsenz umzustellen. Die Einheit des Bewusstseinsstromes stellt sich über die Präsenz der gegebenen Eindrücke her. Ersetzt wird die erfahrungstechnisch uneinholbare Annahme eines stetigen transzendentalen Ego durch die unverrückbar unmittelbare Gegebenheit der Bewusstseinsgegenstände (insbesondere durch die Annahme einer »Präsenz, die alle meine Vorstellungen wird begleiten können«). Gegen diese Annahme einer umfassenden Präsenz macht die Kritik geltend, dass eine vermeintlich zuhandene Präsenz nicht anders als gegeben sein kann. Gegeben im Sinne »zeugten Vorhandenseins«. D.h. jede Gegenwart ist gegeben, ist »irreduzibler Effekt des Nachher« (Derrida 1988: 46). Damit ist aber keine vorübergehende Aussetzung der Gegenwart zugunsten eines Abwesenden gemeint, sondern die Struktur der Nachträglichkeit des Gegebenen ist unhintergebar, sie lässt sich weder immanent noch transzendent *aufheben* oder *vermitteln*. Das heißt auch – und vielleicht insbesondere –, dass die Reichweite der Dialektik erschöpft ist und das Problem nicht in einer dialektischen Unterscheidung von Anwesenheit und Abwesenheit stillgestellt werden kann, es mit anderen Worten sich nicht in der Logik von Identität (der An- und Abwesenheit, sowie der Totalität der Unterscheidung) und Differenz fassen lässt. »Die Struktur der Nachträglichkeit verbietet es, die Temporalisation (Temporisation) einfach zu einer dialektischen Komplikation der lebendigen Gegenwart zu machen, als originärer unaufhörlicher, ständig auf sich selbst zurückgeführter, in sich selbst zusammengefasster, zusammenfassender Synthese von retentionalen und protentionalen Spuren.« (Ebd.) Damit wird die Präsenz nicht nur von einer Unterscheidung zwischen An- und Abwesenheit eingeholt, sondern das inhärente Organisationsprinzip der Unterscheidung gerät ins Wanken. Die Differenz, die Unterscheidung erscheint nur noch als Effekt einer tiefer liegenden *différance*, und ist damit ihrer originären autorisierenden Kraft beraubt. Derrida erinnert damit an Nietzsches Invektiven, wonach das Bewusstsein nur Effekt von Kräften sei, die nicht seine eigenen seien. Es steht nicht mehr die Vielheit der Eindrücke der Einheit des Bewusstseinsstromes gegenüber. Jene Differenz wird zur Oberfläche eines Spiels von *différance* und Iteration, sodass die gesamte Ökonomie des Gleichen und Verschiedenen aufge-

löst wird. »Man könnte auf diese Weise alle Gegensatzpaare wieder aufgreifen, auf denen die Philosophie aufbaut und von denen unser Diskurs lebt, um an ihnen nicht etwa das Erlöschen des Gegensatzes zu sehen, sondern eine Notwendigkeit, die sich so ankündigt, dass einer der Termini als *différance* des anderen erscheint, als der andere in der Ökonomie des Gleichen unterschieden/aufgeschoben (*differé*), das Intelligible als von dem Sinnlichen sich unterscheidend (*différant*), als aufgeschobenes Sinnliches (*différé*); der Begriff als unterschiedene/aufgeschobene – unterscheidende/aufschiebende Intuition (*différée* – *différante*).« (ebd.: 43) Dieses Spiel der *différance* unterläuft die autorisierende Erfahrungsgewissheit der Präsenz und überführt sie hinsichtlich der Möglichkeit, die Unterscheidungskraft zwischen Trugbild und Abbild zu begründen und stellt damit im weiteren Sinne die Fragwürdigkeit dieser Unterscheidung (wie aller anderen strikt oppositionellen Konstruktionen auch) überhaupt heraus.

Eine weitaus unvermittelte Infragestellung des Unterschiedes zwischen Trugbild und Abbild ergibt sich durch eine Qualitätsverschiebung der Simulakren. Die Flut und Masse der Simulakren konnte solange auf der Seite der Trugbilder gebannt werden, wie auf ihnen gewisse Strukturmerkmale fixiert werden konnten. Durch »Tele-visionen«, die »Demontage des Documents«, »Rund-Funken«, die Einrichtung einer »schaltbaren Welt« (vgl. etwa die Beiträge in Andriopoulos/Dotzler 2002), durch bewegte Bilder wurde die Referenz gekrümmt, wurden die Bilder in bisher nie gekannter Weise beschleunigt, flüchtig und unbestimmbar. Der Damm zwischen Abbild und Trugbild wurde brüchig, durchlässig. »Ausgangspunkt der Repräsentation ist ein Prinzip der Äquivalenz zwischen Zeichen und Realem (dies ist ein grundlegendes Axiom, auch dann, wenn die Äquivalenz nur utopischen Charakter besitzt). Ausgangspunkt der Simulation dagegen ist die Utopie des Äquivalenzprinzips, die radikale Negation des Zeichens als Wert sowie die Umkehrung und der Tod jeder Referenz. Während die Repräsentation versucht, die Simulation zu negieren, indem sie sie als falsche Repräsentation interpretiert, schließt die Simulation das gesamte Gebäude der Repräsentation als Simulakrum ein. Die Phasen, die das Bild dabei sukzessive durchläuft, sind folgende: i.) es ist Reflex einer tiefer liegenden Realität; ii) es maskiert und denaturiert eine tiefer liegende Realität; iii) es maskiert eine Abwesenheit einer tieferliegenden Realität iv.) es verweist auf keine Realität: es ist sein eigenes Simulakrum.« (Baudrillard 1978: 14) Umschlagspunkt in der Entwicklung des Bildes ist der Wechsel in den Bezugsordnungen: wenn sich das Bild nicht länger in die Ordnung der Erscheinungen und Abbildungen einordnen lässt, sondern selbst eine Ordnung der Simulation begründet, die ihrerseits Abbildungen substituiert. Innerhalb einer solchen »Hyperrealität« ist nicht mehr zwischen einer Abbildungsform, die »Realität« heißt, und einem Trugbild zu unterscheiden – höchstens in einem ideologischen Sinne, um den erreichten Umfang der Simulation zu verdrängen. »Disneyland existiert, um das ›reale‹ Land, das ›reale‹ Amerika, das selbst ein Disneyland ist, zu kaschieren (ein bisschen so,

wie die Gefängnisse da sind, um zu kaschieren, dass das Soziale insgesamt in seiner banalen Omnipotenz eingekerkert ist). Disneyland wird als Imaginäres eingesetzt, um den Anschein zu erwecken, alles Übrige sei real. Los Angeles und ganz Amerika, die es umgeben, sind bereits nicht mehr real, sondern gehören der Ordnung des Hyperrealen und der Simulation an. Es geht nicht mehr um die falsche Repräsentation der Realität (Ideologie), sondern darum, zu kaschieren, dass das Reale nicht mehr das Reale ist, um auf diese Weise das Realitätsprinzip zu retten.« (ebd.: 25)

Die Beobachtung Baudrillards hat ihren systematischen Ausgangspunkt in der Parallelisierung der Ordnungsabfolge der Simulakren mit der Entwicklung des Wertgesetzes bei Marx. Marx rekonstruiert die Entwicklung des Kapitals im Ausgang einer Subsistenzwirtschaft, innerhalb derer der Gebrauchswert zentrale Organisationsgröße sei. Marx spricht auch von einer »Naturalform«, d.h. die Ware bilde im Gebrauchswert das Ergebnis einer direkten Nachfrage, eines »ökonomischen Bedürfnisses« ab. Man könnte auch sagen, der Gebrauchswert der Ware ist ein funktionales Äquivalent, eine lineare Abbildung, eine inverse *Imitation* des Bedürfnisses (Bild als Reflex einer tieferliegenden Realität). Der Doppelcharakter der Ware, Gebrauchs- und Tauschwert zu sein, ergebe sich durch die zusätzliche abstrakte Verkörperung menschlicher Arbeit in der Ware. Damit entstehe zunächst eine relative Wertform. Die relative Wertform einer Ware unterstelle, »dass irgendeine andre Ware sich ihr gegenüber in der Äquivalentform befindet.« (Marx 1993 [1867]: 63) Der für den »unmittelbaren« Gebrauchswert nötige Arbeitsaufwand wird also zusätzlich in einem Tauschwert abgebildet. Die Wertförmigkeit der Ware münde im Verlauf der fortgesetzten Entwicklung des Warentausches in eine Form des allgemeinen Tauschäquivalentes (Maskierung einer tiefer liegenden Realität). Hier entsteht der Möglichkeitsraum für einen Begriff von Produktion – den Baudrillard in Hinblick auf die Entwicklung des Simulakrums für entscheidend hält. »Schon die bloße Tatsache, dass jeder Gegenstand einfach als solcher reproduziert werden kann, sodass es ein zweites Exemplar davon gibt, ist eine Umwälzung: man braucht nur an die Verblüffung der Eingeborenen zu denken, die zum ersten Mal zwei identische Bücher gesehen haben. Dass diese beiden Produkte im Zeichen der gesellschaftlich notwendigen Arbeit *Äquivalente* sind, ist auf lange Sicht weniger wichtig als die *serielle* Wiederholung des gleichen Objekts (was auch für die Individuen als Arbeitskraft gilt). Die Technik als Medium gewinnt nicht nur die Oberhand über die ›Botschaft‹ des Produkts (seinen Gebrauchswert), sondern auch über die Arbeitskraft, aus der Marx die revolutionäre Botschaft der Produktion machen will. Benjamin und McLuhan haben klarer als Marx gesehen, dass die wirkliche Botschaft, *das eigentlich letzte Wort, in der Reproduktion selbst* liegt. Und dass die bloße Produktion keinen Sinn hat: ihre gesellschaftliche Finalität geht in der Serienproduktion verloren. Die Simulakren sind der Geschichte überlegen.« (Baudrillard 1991: 88) Damit fokussiert Baudrillard schon die nächste Phase in der Wertentwicklung, in der sich die Wertform vom Gebrauchswert, ihrer all-

tagsweltlichen Gegenwart, entfernt und der gegenständliche Charakter der Arbeitsprodukte zu einer allgemeinen Warenform gerinnt. »Dagegen hat die Warenform und das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte, worin sie sich darstellt, mit ihrer physischen Natur und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen. Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.« (Marx 1993: 86) Diese Entwicklung, die Lukacs später als *Verdinglichung* untersucht, geht so weit, dass jedes Arbeitsprodukt in eine »gesellschaftliche Hieroglyphe« (ebd.: 88) übergeht. Diese zeichnet sich dadurch aus, vollkommen austauschbar zu sein und die Referenz exklusiv auf sich selbst zu haben. Damit ist für Baudrillard ein Simulakrum dritter Ordnung entstanden, das alle repräsentativen Elemente auflöst und selbst die Marxsche Hoffnung, dass die Menschen später versuchen, die Hieroglyphe zu entziffern, wird abgewiesen – die Codierung des Wertes, der Code des Wertes wird unlesbar.⁴⁷ Die Produktion des Immergleichen, die stetige Wiederholung des Wertes, wird zum Code ohne Referenz auf Dinge. Damit wird die Form des Bildes, die Unterscheidung zwischen Repräsentant und Repräsentiertem *in den Dingen* unterlaufen und es ist in einer Welt der Simulation, der Spielmarken, des Spektakels unmöglich, sinnvoll zwischen Abbild und Trugbild zu unterscheiden.

Diesseits der bewusstseinsimmanenten Schwierigkeiten eine überzeugende Grenzlinie zwischen Abbild und Trugbild zu begründen, etabliert sich eine *Gesellschaft des Spektakels* (Debord 1996) eine *Erregte Gesellschaft* (Türcke 2002), deren Konstituenten die Unterscheidung zwischen Abbild und Trugbild unterbinden und die Erfahrung der Krise der Repräsentation beschleunigen.⁴⁸

47 »Das Problem der Zeichen, die Frage nach ihrer vernünftigen Bestimmung, nach dem Realen und Imaginären an ihnen, nach ihrer Verdrängung, ihrer Verkehrung, nach der Illusion, die sie darstellen, nach dem, was sie verschweigen oder nach ihren Nebenbedeutungen – das alles wird auf dieser Ebene ausgelöscht. Man konnte schon beobachten, dass die Zeichen der ersten Ordnung, komplex und voll von Illusionen, sich mit den Maschinen in schwerfällige, stumpfe, industrielle, repetitive, operative, effektive Zeichen ohne Echo verwandelten. Welche noch radikalere Mutation aber hat bei den unlesbaren und uninterpretierbaren Zeichen des Codes stattgefunden, die wie eine programmatische Matrix Lichtjahre entfernt im Grunde des biologischen Körpers begraben sind – »black boxes«, in denen alle Kommandos und alle Antworten entstehen. Es ist vorbei mit dem Theater der Repräsentation, dem Raum der Zeichen, ihrer Konflikte, ihres Schweigens: es bleibt nur die »black box« des Codes, das Molekül, von dem die Signale ausgehen, die uns mit Fragen/Antworten durchstrahlen und durchqueren wie Signalstrahlen, die uns mit Hilfe des in unsere eigenen Zellen eingeschriebenen Programms ununterbrochen testen.« (Baudrillard 1991: 90-91) Mit Iser (1991) ließe sich dieser Prozess auch als das Auseinandertreten des »Imaginären« und des »Fiktiven« beschreiben.

48 Es muss an dieser Stelle hinreichend genau unterschieden werden zwischen der gesellschaftlichen Praxis von Nachahmung, Maskierung, die ihren systematischen Ort in der Mitte genau dieser Gesellschaft findet, und der Ausweitung der Simulation als Unterwanderung der Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild. Letz-

Als dritte Entwicklungslinie, an der sich die Erfahrung der Krise der Repräsentation steigert, sei an das erinnert, was Gamm zutreffend die *Positivierung des Unbestimmten* (Gamm 1994) genannt hat. Die Positivierung des Unbestimmten macht geltend, dass sich Dinge, bestimmte Erfahrungen oder Gegenstände von einem nicht explizierten Horizont her verständlich machen. Wissen und Erfahrung sind zur alleinigen Selbstkonstitution nicht fähig.⁴⁹ Damit wird mit einer langen Praxis der Konstitution von Wissen gebrochen, die die Unbestimmtheit des Horizonts und des Kontextes im Hintergrund der bestimmten Dinge belassen hat; und ihnen keinerlei Bedeutung für den Akt der Gegenstandskonstitution zugebilligt hat. Seine kanonische Ausführung findet diese Praxis in der Philosophie Hegels. Ausgehend von (sinnlicher) Gewissheit wird Unmittelbarkeit als zunächst reichste Erkenntnis erfahren, die jedoch die Entwicklung des Bewusstseins nicht fortführen kann. Für das Projekt, das Bewusstsein durch die vollständige Reihe der Gestalten zu führen (*Phänomenologie des Geistes*), erscheint die anfängliche sinnliche Gewissheit (diejenige Gewissheit, die Ausgangspunkt der Erfahrung ist) als ein abstraktes Unbestimmtes, was an sich keinerlei benennbare Attribute trägt – also ein unbestimmtes Negatives. Letzteres muss wenigstens in ein bestimmtes Negatives überführt werden, um Richtsicherheit und Anhaltspunkt für das sich entwickelnde Bewusstsein sein zu können. Dieses Postulat des Erfordernisses einer bestimmten Negation ist dann aber nicht Aufgabe, sondern schon ein Resultat des skeptischen Bewusstseins, das die Erfahrung des reinen eigenschaftslosen Nichts gemacht hat. Dieses Nichts, die unbestimmte Negation wird in der Figur der bestimmten Negation in Richtung auf eine positive Bestimmung überschritten. Damit wird das negative Unbestimmte zurückgelassen oder von vornherein verdrängt; sein theoriestrategischer Ort innerhalb der Bewegung des Geistes marginalisiert, weil sich ein unbestimmtes Negatives nicht in die Bewegungslogik des dialektischen Widerspruchs einfügen lässt.

tere wird hier dargestellt und entwickelt im Zusammenhang mit dem historischen Prozess der Entfaltung des Wertgesetzes – wobei die Simulation als die »logische« Weiterentwicklung auftritt und nicht durch die Zuweisung zum Überbau vom Kernprozess abtrennbar ist. Das »Spektakel« Debords bringt diese Entwicklung ebenso zum Ausdruck. »Das Spektakel ist das Kapital in einem solchen Grad der Akkumulation, dass es zum Bild wird.« (Debord 1996: 27)

- 49 »Vor dem Hintergrund einer christlich geprägten Welt war Gott als unbegreiflicher Grund eine im ganzen sinnvolle Antwort auf das Mysterium der Logik unbestimmter Bestimmtheit, denn sie zeigte, dass die Ohnmacht menschlicher Subjektivität in Bezug auf sich selbst oder ihre Selbstbegründung nur von einer Transzendenz her begriffen werden konnte, die zugleich der Wesensgrund der Subjektivität sein konnte. Anders gesagt, der große Gedanke der nachmittelalterlichen Metaphysik von Cusanus bis Kant bestand in der Einsicht, dass sich die Subjektivität über kein Ermächtigungsformular in die Lage bringen konnte, sich selbst zu konstituieren; nur im Rückgriff auf ein Anderes, eine die Subjektivität transzendierende Macht, konnte die Logik menschlicher Selbstverhältnisse begriffen werden.« (Gamm 1994: 213)

Dass das Unbestimmte zurückgelassen wird, nur mitgenommen wird, was sich durch dialektischen Widerspruch hindurch noch ausdrücken lässt, war dann auch Ausgangspunkt für die *Negative Dialektik* Adornos. »Dialektik will bereits bei Platon, dass durchs Denkmittel der Negation ein Positives sich herstelle; die Figur einer Negation der Negation benannte das später prägnant.« (Adorno 1990: 9) Die Positivität ergibt sich durch die Überführung des unbestimmt Negativen in einen bestimmten Widerspruch, der gleichzeitig das in der unbestimmten Negation Gegebene vergisst. »Indem, auf der jeweils neuen dialektischen Stufe, von Hegel wider die intermittierende Einsicht seiner eigenen Logik das Recht der vorhergehenden vergessen wird, bereitet er den Abguss dessen, was er abstrakte Negation schalt: abstrakte – nämlich aus subjektiver Willkür bestätigte – Positivität« (ebd.: 162) Gegen diese ›positive‹ Fassung der Dialektik wendet sich Adorno, indem er sich für das Unbestimmbare, das unauflöslich Nichtidentische einsetzt. Es geht Adorno nicht um die Ablehnung der Positivierung an sich, sondern um die Kritik der untrennbaren Verschwisterung jenes Prinzips mit dem der Abstraktion – der »schlechten Positivierung«. Die Negation der Negation als schlechte Positivität soll gewandelt werden in eine Haltung, die den unbestimmten Momenten, dem Negativen in der Positivität einen zentralen Platz zugesteht. Der dialektische Widerspruch ist dann falscher Schein, wenn er vergisst, dass er dem Nichtidentischen nicht gerecht werden kann. Wie bei der Überproduktion der Simulakren erscheint hier die bestimmte Negation, auch wenn sie bis zum Äußersten getrieben wird, als Ununterscheidbarkeitszone zwischen Abbild und Trugbild, weil sie in der einzigen Möglichkeit das Objekt zu erreichen es darin gleichzeitig notwendig verfehlt. Dialektik hat sich – weil sie die bestimmte Negation als notwendiges Moment mitführt – also in einem letzten Schritt, so Adorno, gegen sich selbst zu wenden. Und das heißt in der Konsequenz: den Gedanken des dialektischen Widerspruches aufzugeben.⁵⁰ Jene Unentscheidbarkeiten, die als Antinomien der reinen Vernunft schon Kants transzendente Dialektik angetrieben haben und letztlich wohl sein ganzes Projekt einer kritischen Philosophie, in dem sie erklärtermaßen ausgeschlossen werden sollten, werden zum Gegenstand einer Bejahung. Die Positivierung des Unbestimmten sucht Kontakt mit der prinzipiellen Unentscheidbarkeit, mit Unentscheidbarkeitszonen, sucht nach einer Logik und Semantik des Unbestimmten. Das bedeutet nicht, dass sich die Sozialphilosophie quasi hemmungslos dem Regellosen hinzugeben hätte, es demonstriert aber die Hierarchie zwischen Trugbild und Abbild. Da in der Nähe der bestimmten Dinge die Präsenz des Unbestimmten grenzenlos ist (vgl. Gamm 1994: 17), muss ein Typ von Rahmenvernunft aufgegeben werden, der vom Terrain des Abbildes über Zutreffendheit und Angemessenheit der Darstellungsweise entscheidet. Abbilder werden nicht mehr von Trugbildern *affiziert*, sondern

50 Hier findet sich der Anschlussgedanke für den (postmodernen) Austausch der Architektur des Widerspruches gegen die Antinomie oder Ambivalenz (Vgl. z.B. Jameson 1994, insb. S. 1-75).

mitkonstituiert. Eine Art radikalisierter transzendentaler Schein, der die Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild in letzter Konsequenz auflöst und sich selbst zum Zentrum der Betrachtung macht. Unbestimmte Negation soll nicht per Dekret des Widersprüchlichen ausgeschlossen werden, sondern »operationalisiert« werden. Eine solche Positivierung erübrigt aber die Trennung von Abbild und Trugbild, der Wille eine solche Unterscheidung aufrecht zu erhalten stünde der Operationalisierung umgekehrt sogar im Wege.

Der Verlust der Erfahrungsautorität des Subjektes, das zügellose Anwachsen von Simulakren und die Positivierung des Unbestimmten sind drei Verdichtungsformen der Reflexion des Zerfalls einer brüchig gewordenen Differenz zwischen Abbild und Trugbild. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl weiterer theoretischer Reaktionen bzw. Theorieentwicklungen, die die Auflösung der für das Repräsentationsparadigma maßgeblichen Matrix von Trugbild und Abbild zum Ausgangspunkt ihres eigenen Einsatzes machen. Es hat sich ein breit gefächelter Diskurs etabliert, der jenen Umbau in der Architektur auf unterschiedlichste Weise konstellierte. Im engeren Sinne etwa im Zusammenhang mit der Darstellbarkeit (vgl. z.B. Nibbrig 1994), der Bildlichkeit (vgl. z.B. Bohn 1990), der Sichtbarkeit (vgl. z.B. Dotzler/Müller 1995) werden die theoretischen Konsequenzen der Begriffe wie Mimesis, Imagination oder Nachahmung ausprobiert (vgl. z.B. Gebauer/Wulf 1998). Über die Auflösung des Idealtypus des Repräsentationsverhältnisses sind die theoretischen Geltungen von Allgemeinheit, Universalität, Subjektivität herausgefordert. Weil die konkreten Darstellungs- und Repräsentationsformen an Medien, insb. Schrift, gebunden sind, sie sogar zur Voraussetzung haben, zieht die Krise der Repräsentation weitere Kreise. Die Entwicklung der Medien fungiert als weiterer Verstärker der Schwierigkeiten einschlägige Trennung von Trugbild und Abbild zu treffen. Es wird erkennbar, dass die Fluchtlinie der beschriebenen Krisenerfahrung eine Zirkelbewegung vollzieht – und am langen Ende ihre eigenen Voraussetzungen einholt und somit in einen Selbstverstärkungsprozess einmündet. Angesichts dieser *neuen Unübersichtlichkeit* drängt sich die Frage auf, ob sich eine allgemeine architektonische Formel für die Krise der Repräsentation finden lässt, die nicht in den konkreten theoretischen Feldern verbleibt, sondern auf strukturelle, systematische Aspekte dieses Phänomens abhebt.

Da sich die Krise der Repräsentation als eine Krise der Unterscheidung, der Differenz zwischen Trugbild und Abbild figurieren lässt, könnte sich aus einer strukturellen Analyse mit besonderem Augenmerk auf der Organisation dieser Unterscheidung eine Lesart für eine Systemtheorie ergeben, die nach eigenen Ansprüchen dem Zwang zur Repräsentation einerseits entkommen möchte und andererseits einen differenztheoretischen Umbau betreibt. Welcher Logik muss eine differenztheoretische Systemtheorie genügen, wenn sie die Konsequenzen einer Krise der Repräsentation berücksichtigt? Anhaltspunkte dafür finden sich in Foucaults *Ordnung der Dinge*. Dort wird versucht, den (strukturellen) Einsatz

des Paradigmas der Repräsentation zu beschreiben, dessen Aussetzung als Ausgangspunkt einer Krise der Repräsentation anzunehmen wäre, und aus dessen Bauweise wertvolle Anregungen für die Konstruktion einer Topologie der Differenz zu gewinnen sind.

2.1.3. Systematische Annäherungen an die Krise der Repräsentation I: Zur Architektur der Repräsentation im Anschluss an Foucault

Mit Foucaults Studie *Die Ordnung der Dinge* lässt sich der historische Auftritt des Zeitalters der Repräsentation an den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts datieren. Bis dahin war die Ordnung der Dinge, damit die Ordnung des Denkens, durch eine Ähnlichkeit organisiert, die Zeichen und Ding zusammenbrachte; die Zeichen traten als Signatur auf den Dingen auf. Bis zu einem entscheidenden Bruch: »Am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in jener Periode, die man zu Recht oder zu Unrecht Barock genannt hat, hört das Denken auf, sich in dem Element der Ähnlichkeit zu bewegen. Die Ähnlichkeit ist nicht mehr die Form des Wissens, sondern eher die Gelegenheit des Irrtums, die Gefahr, der man sich aussetzt, wenn man den schlecht beleuchteten Ort der Konfusion nicht prüft.« (Foucault 1995: 83) Die Funktion der Ähnlichkeit als Formtypik und Organisationsmoment des Wissens wird in ihr Gegenteil verkehrt, sie wird aus dem Umfeld wahrheitsverbürgender Urteile ausgeschlossen und findet sich fortan im Widerspiel von Trugbild und Abbild wieder. Statt Validität von Wissensbeständen abzusichern, wird Ähnlichkeit zum Grundmuster von Zauberspielen, Illusionen, Chimären und Simulakren; Ähnlichkeit tritt als Annäherung eines Trugbildes an ein Abbild auf.⁵¹ Die Überwindung der Ähnlichkeit als Organisationsform des Wissens vollzieht sich als Umbau ihrer Verbürgungen. D.h. prinzipiell ließe sich dieser Umbau auch als Versuch der formalen Isolierung des Wirkprinzips der Ähnlichkeit begreifen. In der Konsequenz führt jener Versuch der technisch-formalen Isolation jener Prinzipien, bzw. deren analytischer Nachweis, aber auf eine vollständig neue Ordnung des Wissens, die mit Ähnlichkeitsmustern nichts mehr gemein hat.

51 »Das Zeitalter des Ähnlichen ist im Begriff sich abzuschließen. Hinter sich lässt es nur Spiele, deren Zauberkräfte um jene *neue Verwandtschaft der Ähnlichkeit und der Illusion* [Herv. W. F.] wachsen. Überall zeichnen sich die Gespinste der Ähnlichkeit ab, aber man weiß, dass es Chimären sind. Es ist die privilegierte Zeit des trompe-l'oil, der komischen Illusion, des Theaters, das sich verdoppelt und ein Theater das sich repräsentiert, des Quidproquo, der Träume und Visionen. Es ist die Zeit der Sinnestäuschungen, die Zeit, in der die Metaphern, die Vergleiche und die Allegorien den poetischen Raum der Sprache definieren. [...] Künftig werden die schönen, strengen und zwingenden Figuren der Ähnlichkeit vergessen werden. Man wird die sie markierenden Zeichen künftig für Träumereien und Zauber eines Wissens halten, das noch nicht vernünftig geworden war.« (Foucault 1995: 83f.)

Im Zentrum dieses Wechsels steht die Umschrift der Funktionsweise des Ähnlichkeitsbegriffes: der ihn ihm enthaltende Vergleich wird verallgemeinert, er wird formalisiert und »relationalisiert«. »Wenn Descartes die Ähnlichkeit ablehnt, dann nicht indem er den Akt des Vergleiches aus dem rationalen Denken ausschließt oder indem er ihn zu begrenzen versucht, sondern indem er ihn universalisiert und ihm dadurch seine reinste Form gibt.« (ebd.: 85) Das heißt der Begriff der Ähnlichkeit wird nicht etwa aufgegeben und aus dem Vokabular Erkenntnis ordnender Begriffe ausgeschlossen, sondern die Konstruktion seiner Erkenntnisleistung wird umgestellt. Die Konstitution von Erkenntnisgegenständen auf der Folie eines Ähnlichkeitsgefüges kannte keine Unterbrechungen, sondern war geprägt von der Bewegung einer unendlichen Annäherung. »Die Welt ist von Zeichen bedeckt, die man entziffern muss, und diese Zeichen, die Ähnlichkeiten und Affinitäten enthüllen, sind selbst nur Formen der Ähnlichkeit. Erkennen heißt also interpretieren: vom sichtbaren Zeichen zu dem dadurch Ausgedrückten gehen, das ohne das Zeichen stummes Wort, in den Dingen schlafend bliebe.« (ebd., S. 63) Wobei das »Erkennen«, also »Interpretieren« als Interpolation zu verstehen ist – als kommentierende unendliche Annäherung. »Diese Dinge zu erkennen [Dinge in der Natur; W. F.], bedeutete das System der Ähnlichkeiten zu enthüllen, die sie einander nach und verbindlich werden ließen. Man konnte aber die Ähnlichkeiten nur insoweit entdecken, als eine Gesamtheit von Zeichen an ihrer Oberfläche den Text einer unumstößlichen Indikation bildete. Diese Zeichen waren nun aber selbst nur ein Spiel von Ähnlichkeiten und verwiesen auf die unendliche, notwendig unvollendete Aufgabe, das Ähnliche zu erkennen. Die Sprache stellt sich auf die gleiche Weise die Aufgabe, einen absolut ursprünglichen Diskurs wiederherzustellen, sie kann ihn aber nicht äußern, es sei denn, indem sie sich ihm annähert, indem sie versucht, über ihn ihm ähnliche Dinge zu sagen, und indem sie so bis ins Unendliche die nachbarliche Treue und Ähnlichkeit der Interpretation entstehen lässt.« (ebd., S. 74) Der Kommentar, der Ausdruck der Dinge war nichts anderes als eine Näherung, ein Sich-ähnlich-machen. Ähnlich der Konstruktion einer harmonischen Reihe (Leibniz), die einer Summe immer weitere Summanden aufaddiert ohne dabei im Unendlichen zu verschwinden, sondern sich beständig einem »Grenzwert« annähernd.

Möglicherweise ist es die relative Unschärfe dieser unendlichen Annäherung; der Umstand, dass auch in der unendlichen Fortsetzung harmonischer Reihen ein präzise benennbarer Grenzwert nie erreicht wird, der letztlich den Grund dafür darstellt, dass die Frage nach der Methodik der Ordnung an Begriff und Funktionsweise der Ähnlichkeit virulent werden musste. Während die Organisationsform der Ähnlichkeit den Vergleich nutzte, um Analogien und bestimmte *Übergänge* zu bilden, wird der Vergleich im Rahmen des Zeitalters der Repräsentation dazu benutzt *Unterbrechungen* einzusetzen. Die Analogien, die sich in der Konstitution von Serien zeigten, werden einem Maß unterworfen. Die einst durchgängigen, qua Analogie zusammengehaltenen Übergangsserien zerfallen in Identitäten und Differenzen. Die Ähnlichkeit, die zuvor nach dem Muster der

Entsprechung, der Analogie gefunden wurde, muss sich jetzt dem Beweis unterwerfen, »das heißt sie wird nur noch anerkannt, wenn die gemeinsame Einheit durch das Maß oder, noch radikaler, durch die Ordnung, durch die Identität und die Serie der Unterschiede gefunden worden ist.« (ebd.: 88) Eine Ähnlichkeit, wenn sie denn mehr als ein bloßer (flüchtiger) Eindruck sein will, besitzt unter dem Anspruch formaler Vergleichbarkeit nur noch Geltung, wenn sie einerseits den Bezug auf eine gemeinsame *Identität* herstellen kann und andererseits graduelle *Differenzen* geltend machen kann. Damit zeigt sich der Kern der Architektur eines Repräsentationsprogramms. Denn der weitere Sinn der Unterwerfung der Ähnlichkeit unter den Zwang, den immanent angenommenen Vergleich zu beweisen, lag in der Neukonstitution des Wissens und der Gewissheit auf der Basis einer spezifischen Konstellation von Identität und Differenz. Während das globale System der Entsprechungen eine analogische Hierarchie als Gesamtheitsbeziehung geflochten hat und das daraus zu gewinnende Wissen mit jeder weiteren Analogie *wahrscheinlicher* wurde, konnte man jetzt nach dem verfahren, was in der mathematischen Analysis den Titel *Auswahlaxiom* bekam: Es ist die Aktivität des Unterscheidens, die vor dem Hintergrund einer fest-gestellten Identität bestimmte graduelle Unterschiede markierte und so zu einer dezidierten Kartierung kam, die sich jetzt aber nicht mehr nach den in den Dingen liegenden Chiffren richtet, um Analogien herzustellen, sondern die ein Repräsentationssystem entfaltet. »In diesem Sinne erlegt die Unterscheidung dem Vergleich die erste und fundamentale Suche nach dem Unterschied auf: sich durch die Anschauung eine unterschiedene Repräsentation der Dinge zu geben und klar den notwendigen Übergang von einem Element der Serie zu demjenigen, das ihm unmittelbar folgt, zu erfassen.« (ebd.: 88-9) So ist es das Zusammenspiel von der Umschrift des Mechanismus der Ähnlichkeit zum Vergleich und einem neuen (zeichentheoretischen) Repräsentationsanspruch des analytisch Festgehaltenen, das wesentlich den Übergang zur neuen Wissensordnung komplettiert: »Und so wie die Interpretation des sechzehnten Jahrhunderts eine Semiologie über eine Hermeneutik legte und im Wesentlichen eine Erkenntnis der Ähnlichkeit war, so ist das Ordnen mit Hilfe der Zeichen *die Konstitution allen empirischen Wissens als Wissensgebiete (savoirs) der Identität und des Unterschiedes* [Herv.; W. F.]. Die gleichzeitig unbegrenzte und geschlossene, volle und tautologische Welt der Ähnlichkeit findet sich dissoziiert und wie in ihrer Mitte geöffnet. Auf der einen Seite wird man die zu analytischen Instrumenten gewordenen Zeichen als Markierungen der Identität und des Unterschiedes, also Prinzipien des Ordners, als Schlüssel für eine Taxinomie finden; und auf der anderen Seite die empirische und murmelnde Ähnlichkeit der Dinge, jene stumme Ähnlichkeit, die unterhalb des Denkens die unbegrenzte Materie der Trennungen und Distribution liefert.« (ebd.: 91)

Die Entfaltung der repräsentativen Organisation aller Wissenssysteme hat also im Wesentlichen den Einsatz eines Spiels von Identität und Unterschied/Differenz zur Voraussetzung. Insbesondere werden Identität und Differenz in eine spezifische systematische Ordnung gestellt: *Die Identität steht für*

den Zusammenhang und die Differenz für die Unterbrechung. Dabei markiert die Exklusivzuweisung der Unterbrechung an die Differenz den Umschlagspunkt des Ausgangs aus dem Zeitalter der Ähnlichkeiten, der auch als ein Aufbruch des von der Ähnlichkeit gestifteten Immanenzzusammenhanges zu lesen ist. Letzteres mindestens in zweierlei Hinsicht: Erstens mit Bezug auf die Dinge selbst, die jetzt getrennt werden, wenn sie sich unterscheiden lassen, und zweitens mit Bezug auf Zeichen für die Dinge. Die Zeichen der Dinge standen in einem »konnektiven« Gebrauch der Ähnlichkeitsordnung, d.h. die Zeichenhaftigkeit ergab sich durch eine vom bezeichneten Ding nicht zu trennende synthetische Eigenschaft. Dieser »innere« Konnex zwischen Zeichen und Ding wird aufgebrochen. Damit wird ein Erkenntnisraum geschaffen, innerhalb dessen die Beziehung zwischen dem Zeichen und seinem Inhalt nicht mehr durch die Ordnung der Dinge (wie im Zeitalter der Ähnlichkeit) gesichert ist. Radikaler und vielleicht ungeschützter ließe sich formulieren, dass zwischen Zeichen und Ding ein *leerer Raum* geschoben wurde. »Die Beziehung des Bezeichneten zum Bezeichnenden stellt sich jetzt in einen Raum, in dem keine vermittelnde Gestalt ihr Zusammenreffen mehr sichert: sie ist im Inneren der Erkenntnis die zwischen der Vorstellung (*idée*) einer Sache und der Vorstellung einer anderen hergestellte Verbindung.« (ebd.: 98) Der Wegfall der »inneren Ähnlichkeit« der Ordnung der Dinge, die Zeichen und Bezeichnetes vermittelte, wird durch formale Trennschärfe und Zuordnungsvorschriften ersetzt. Das heißt insbesondere: Von Rechts wegen entspricht ein Begriff einem Objekt. Für diese Ordnung ist von besonderer Wichtigkeit, dass die Beziehung jeweils eindeutig ist. Dass also Begriffe und Objekt klar voneinander getrennt sind, wenn sie unterschiedlicher Beschaffenheit sind, bzw. im umgekehrten Fall als gleich anzusehen sind. Mit diesen Exklusivunterscheidungen und Zuweisungen kann ein Repräsentationsraum aufgespannt werden, der der Architektur der Zuweisung von Identität und Differenz entspricht. Verschiedene Dinge sind räumlich geschieden. Über partielle Überschneidungen kann dann eine *Nähe* zwischen Dingen angenommen werden; sie sind dann ähnlich: voneinander getrennt, lassen sich nicht in einem singulären Punkt denken, aber – je nach Grad der Ähnlichkeit einander beliebig nahe (bis sie »zum Verwechseln ähnlich sind«). Damit entfaltet eine metrisierte diskrete Verteilung einen (Repräsentations)Raum. Gefährdungen dieses Repräsentationsraumes sind erkennbar. Genau dann, wenn von zwei unterschiedlichen Dingen nicht entschieden werden kann, ob sie unter denselben Repräsentanten fallen oder nicht, wenn also die Unterscheidung, die Differenz nicht mehr klar trennen kann, entstehen Trugbilder (die Unterscheidungen von Vorstellung und Gegenstand und jene von Trugbild und Abbild setzten in ihrem Spiel die exklusive Unterscheidung von Identität und Differenz und insbesondere die damit zusammenhängende Zuweisung von Übergang und Unterbrechung voraus). Ein vermehrtes Auftreten von Trugbildern lässt den Repräsentationsraum kollabieren, weil in der Summe die Zentraleigenschaft der eindeutigen Zuordnung aufgelöst würde. Verbindungen

und Abstände lassen sich nicht mehr eindeutig im Raum abbilden, der Raum krümmt sich, fällt aus seiner linear metrisierten Form.

2.1.4. Systematische Annäherungen an die Krise der Repräsentation II: Verschiebungen in der Architektur der Repräsentation – durch die Veränderung des Gefüges von Identität und Differenz

Wenn es richtig ist, dass der Repräsentationsraum durch die ihn organisierenden Momente von Identität und Differenz beschrieben werden kann, ließe sich die Erfahrung der Krise der Repräsentation entsprechend fassen, nämlich dass diese Aufteilung, die spezifische Verteilung von Identität, Differenz, Unterbrechung und Übergang fraglich geworden ist. Genau dann, wenn Identität und Differenz nicht mehr im geordneten Zusammenspiel erscheinen können, insbesondere Unterbrechung nicht mehr alleinig der Differenz zukommt und der Übergang nicht mehr allein der Identität, gerät die Organisation der Repräsentation in eine Krise.

Das lässt sich nachvollziehen an einem der vielleicht umfänglichsten auf Repräsentation verpflichteten Vermittlungssysteme – der Dialektik. Im Versuch die Dialektik jenseits eines positiverbaren Repräsentationsanspruches zu denken, greift Adorno in seiner *Negativen Dialektik* in jenes Gefüge ein und versucht, Identität als Unterbrechung zu konzipieren. Anstatt die Identität der Differenz gegenüber zu stellen, wird Identität aufgeteilt in das Identische und das Nicht-identische. Man würde Adorno nicht gerecht, wenn das Nichtidentische allein mit einer wie auch immer gedachten, der Identität äußerlichen Differenz gleichgesetzt würde. »Dialektisch ist Erkenntnis des Nichtidentischen auch darin, dass gerade sie, mehr und anders als Identitätsdenken, identifiziert. Sie will sagen, was etwas sei, während das Identitätsdenken sagt, worunter es fällt, wovon es Exemplar ist oder Repräsentant, was es also nicht selbst ist. Identitätsdenken entfernt sich von der Identität seines Gegenstandes umso weiter, je rücksichtsloser es ihm auf den Leib rückt.« (Adorno 1990: 152) Der Riss geht mitten durch die Identität. Mit Bezug auf den Fluchtpunkt, den Begriff der Sache anzugleichen, den Begriff zum Ausdruck der Sache zu machen, fungiert die Identität als Zusammenhang, als simulierter *Übergang*. Jede solche Bestimmung aber – auch wenn sie in der Absicht vollzogen wird, der Sache in jeder Hinsicht gerecht werden zu wollen – stellt die Identität *als Unterbrechung* vor, weil deutlich wird, dass eine umfassende bruchlose Repräsentation der Sache nicht möglich ist. Damit ist die eindeutige Zuordnung auf Seiten der Identität kontaminiert: sie steht nicht mehr allein für Zusammenhalt und Übergang. Es geht nicht darum, die Identität als generell ungeeignet für die Erkenntnistheorie zu erklären, sondern die ihr einbeschriebene Unterbrechungsbewegung herauszustellen. Der Prozess der Bewegung der Annäherung des Begriffes an die Sache wird durch die Feststellung sistiert. Das Identitätsdenken einer *Negativen Dialektik* ist einer mimeti-

schen Erkenntnis verpflichtet, die einem beständigen Ausdruck des Gegenstandes durch die Bewegung des Begriffes nachkommt (insoweit geht es in der Schaffung von Konstellationen auch nicht um die Sammlung von Begrifflichkeiten, sondern um die Ermöglichung einer gewissen Beweglichkeit in begrifflichen Übergängen bzw. um die Auflösung bestimmter Unterbrechungen). Es wird die Unterbrechung des Identitätsdenkens im Moment des Identifizierens (als Schaffung eines Zusammenhanges zwischen Begriff und Ding) festgehalten und der Mangel bewahrt, der zur Fortsetzung des mimetischen Prozesses drängt. Dieser »Ausdrucksprozess« wird genau dann aporetisch, wenn man ihn mit den repräsentativen Ansprüchen des theoretischen Wissens konfrontiert. So konnte Habermas bemerken, dass »für die erweckende Kraft ihres Exerzitiums mit der Abkehr vom Ziel theoretischer Erkenntnis« (1981: 516) bezahlt werde. Der Versuch, ein Jenseits des Gefüges von Identität, Differenz, Übergang und Unterbrechung zu denken, führt damit auch immer hinter die Vorstellung eines Repräsentationsraumes bzw. muss die konsequente Entfaltung einer Negativen Dialektik auf Letzteren verzichten, um sich nicht der eigenen Möglichkeiten zu begeben.

Es verdichtet sich ein Übergang. Der Übergang zwischen der differenztheoretischen Wende der Systemtheorie, der Krise der Repräsentation und einer im Folgenden zu entwickelnden *Topologie der Differenz*⁵². Offensichtlich lässt sich die Annahme tätigen, dass die Repräsentation maßgeblich(!) durch ein spezifisches Gefüge von Identität, Differenz, Unterbrechung und Übergang organisiert wird. Der Umbruch verdichtet sich in einzelnen Gliedern dieses Gefüges. So ließen sich Adornos Überlegungen auch in den Rahmen einer *Topologie der Identität* stellen, in der die Konsequenzen aus der Annahme gezogen werden, dass die Identität nicht notwendig für den Zusammenhang steht, sondern auch Unterbrechungsmomente zum Ausdruck bringt – insbesondere hinsichtlich der Auswirkungen auf den Darstellungs- und Repräsentationsraum. Mit dieser Strategie, die Erfahrung der Krise der Repräsentation mit dem Auseinanderfallen eben jenes architektonischen Gefüges zu begründen und insbesondere den strukturellen Umbau ihrer Einzelglieder (Identität oder Differenz) zu untersuchen, ist ein Kontext aufgebrochen, der die Krise der Repräsentation mit Undarstellbarkeit in dem Sinne verbindet, dass das Unsichtbare, Nicht-Benennbare, das Unerreichbare Ausgangspunkt der Krise ist. Vielmehr geht es um Zusammenhalt und Zuordnung der Einzelglieder des Grundgefüges. Soweit es Adorno (so sei es für den vorliegenden Zusammenhang formuliert) darum ging, eine Negativität im Begriff der Identität auszuweisen, indem die im Begriff der Identität enthaltene Positivität des Zusammenhaltes um die immanente Negativität der Unterbrechung er-

52 Der Begriff der Topologie wird weiter unten ausführlicher erörtert. Vorerst sei mit der Topologie der Differenz, wie auch mit der Topologie der Identität, eine spezifische architektonische Logik des mit Differenz zusammengehörenden Grundraumes bezeichnet.

gänzt wurde, lässt sich als komplementäre Konstellation dazu ein Projekt der Positivierung der Differenz denken. In den Konsequenzen und der Ausrichtung topologisch vergleichbar. Das Gefüge operiert nicht mehr eindeutig, insbesondere die Zuweisungsmechanismen sind durch eine »Positivierung der Differenz« gefährdet. »Positivierung« meint hier, dass die Differenz nicht mehr allein als Unterbrechung den wesentlichen Zusammenhängen, die durch die Identität zum Ausdruck gebracht werden, dienlich ist und dabei höchstens ein verschwindendes Moment ist, sondern ein eigenes »positives« Moment zum Ausdruck bringt. Die Identität gerät in diesem Zusammenhang insofern in die »Kritik«, als ihr nicht mehr das Alleinstellungsmerkmal in Bezug auf die Herstellung von Übergängen und Zusammenhängen zugestanden wird. Gerade um die Bewahrung dieses Anspruches zu gewährleisten, tendierte die Identität dazu, die synthetischen Eigenschaften der Differenz zu sekundieren.

Somit verwundert es nicht, dass *Differenz und Wiederholung* auch mit einer Identitätskritik ansetzt. Deleuze erklärt, dass das moderne Denken einem »Scheitern der Repräsentation« entspringe, was wiederum dem Verlust der Identitäten geschuldet sei. Damit ist aber nicht auf ein Scheitern abgehoben, das von der Unnachgiebigkeit des Objektes gespeist wird; innerhalb dessen das Unbestimmbare den Begriff der Identität in der Weise affiziert, dass er seine Konsistenz und Geltungskraft verliert. Vielmehr wird das Repräsentationsverhältnis selbst als die Oberfläche eines komplexen Verhältnisses von Identität und Differenz situiert, im Rahmen dessen ein Raum aufgespannt wird, an dessen Fluchtlinien der Identität zugespitzt wird. »Das moderne Denken aber entspringt dem Scheitern der Repräsentation wie dem Verlust der Identitäten und der Entdeckung all der Kräfte, die unter der Repräsentation des Identischen wirken. Die moderne Welt ist die der Trugbilder [*simulacres*]. Hier überlebt der Mensch nicht Gott, überlebt die Identität des Subjektes nicht die der Substanz. Alle Identitäten sind nur simuliert und wie ein optischer Effekt durch ein tiefer liegendes Spiel erzeugt, durch das Spiel von Differenz und Wiederholung. Wir wollen die Differenz an sich selbst und den Bezug des Differenten zum Differenten denken, unabhängig von den Formen der Repräsentation, durch die sie auf das Selbst zurückgeführt und durch das Negative getrieben werden.« (DW: 12) Das Scheitern der Repräsentation als ein Scheitern der Identität in Bezug auf das unter ihr liegende, »tiefer liegende« Spiel. Eine solche Formulierung verführt zur Annahme, hier werde die klassische Identitätskritik verlängert. Demnach scheiterte die erkenntnisleitende Konstruktion einer Identität an der Unverfügbarkeit eines tiefer liegenden Spiels.

Die Besonderheit der Identitätskritik Deleuzes liegt darin, dass der Begriff der Konstruktion in einem gewissen Sinne aufgegeben wird. Aufgegeben wird die Ausrichtung des Konstruktionsprozesses im Rahmen der Produktion von Wissen. Es wird nicht mehr von einem ausgewiesenen Punkt aus mit Blick auf, mit der Referenz auf etwas konstruiert, sondern der gesamte referentielle Rahmen wird aufgegeben, und es bleibt die reine Konstruktivität. Damit führt Deleuzes Wendung einer Kritik am »identifizierenden Denken« die These von der

Konstruiertheit jeglicher Identität an ihren extremsten Punkt, an ihren Umschlagspunkt: Jegliche Identität ist Ergebnis eines Simulationsprozesses. Identitäten sind Abdruck eines »richtungslosen« Zusammenspiels von Differenz und Wiederholung. Es kann nicht nur nicht mehr unterschieden werden, ob eine Identität etwas abbildet (ein Abbild ist) oder etwas maskiert in dem Sinne, als sie vorgibt, etwas anderes zu sein als das, was sie maskiert; selbst die Frage danach gerät sinnlos. Es kann weder die Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild aufrechterhalten werden, noch die zwischen Abbild und Urbild. »Das Trugbild ist nicht etwa ein Abbild, reißt vielmehr alle Abbilder nieder, indem es auch die Urbilder stürzt...« (DW: 12). Damit wird die Denkmöglichkeit abgeschnitten, dass unter dem Zusammenspiel von Repräsentation und Identität ein differentes, nichtidentisches Objekt verborgen liegt; dazu bräuchte es formal die Figur eines wenigstens negativen Urbildes. Es geht um die radikale Unterbrechung jeglicher Referenz und darum, die Repräsentation als Entfremdung eines sie erzeugenden Apparates des Zusammenspiels von Differenz und Wiederholung zu denken. Letzterer besteht im Wesentlichen darin, die Differenz in einen veränderten operativen Zusammenhang zu stellen und die Differenz an sich selbst, in Bezug auf sich selbst zu denken.

2.2. Topologie der Differenz

2.2.1. Die Aufkündigung des Ordnungszusammenhanges von Identität, Differenz, Zusammenhang und Unterbrechung

Die im Abstand von einem Jahr erschienenen *Negative Dialektik* und *Differenz und Wiederholung* präsentieren einen anderen Zuschnitt der Diskussion um die Ökonomie des Verhältnisses von Differenz und Identität. Jene Debatte exponierte eine Fragestellung nach einer zumindest impliziten Inschrift einer Hierarchie innerhalb der Unterscheidung von Identität und Differenz. Ist die Identität der Differenz vorgängig oder etwa umgekehrt?

Die Frage fand unterschiedliche Antworten. Es kann philosophiegeschichtlich eine Vorrangstellung der Identität ausgewiesen werden, die sich darin begründet, dass die Differenz in Gestalt der Vielheit erst der Identität nachfolgend philosophisch relevant wurde, so wie es etwa Beierwaltes (1980) in *Identität und Differenz* nachzeichnet. Umgekehrt, so etwa Woodward (1997) in *Identity and Difference*, hängt die Identität wesentlich von der Differenz ab – Identität wird von Differenzen hervorgebracht und produziert/konstruiert; sodass schlussendlich Differenzen als der Identität vorgängig anzusehen sind. Die Hierarchieverhältnisse von Identität und Differenz bilden sich nicht allein in einer simplen Vorrangstellung des einen oder anderen Terms ab, sondern finden auch in der verbindenden Relation selbst ihren Niederschlag. Wenn etwa die Identität als vorgängig gesetzt wird, wird das Verhältnis eher als eine Enthaltenseinsrelation

gedacht – das Verhältnis lebt von *Übergängen* und Konsistenzen. Heidegger (1957) etwa arbeitet in *Identität und Differenz* einen solchen Grundmodus des Zusammenhanges zwischen Identität und Differenz heraus. Setzt man die Differenz an den Ausgangspunkt, sind es vor allem die *Unterbrechungen*, die Differenzen, die ein Strukturmuster hervorbringen. Folgenreich hat dies Saussure (1967) in seinen *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* herausgearbeitet. Wenn entsprechend von einer Vorherrschaft der Identität oder Differenz gesprochen wird, bewegt sich die überwiegende Mehrzahl der Ansätze innerhalb der Alternative von Identität und Differenz in einem Modus des Entweder-Oder mit der weitergehenden impliziten Annahme, dass den Begriffen jeweils ein Ordnungsprinzip zugeeignet ist. Je nach Vorrangstellung wird dann ein Asymmetrieverhältnis innerhalb der Unterscheidung von Identität und Differenz zugrunde gelegt, dem außerdem ein jeweiliges spezifisches Organisationsmoment zugeordnet ist.

Quer zur Schematisierung dieser Debatte stehen die hier anvisierten Überlegungen. Die Blickwinkel einer an die *Negative Dialektik* angelehnten *Topologie der Identität* oder einer an *Differenz und Wiederholung* anschließenden *Topologie der Differenz* lassen sich nicht an der Frage nach der Symmetrie der Identität-Differenz-Unterscheidung ausrichten, sondern stellen die (operative) Logik der übergreifenden Unterscheidung heraus. Die topologische Betrachtung fokussiert die Funktionsweise der *Unterscheidung* von Identität und Differenz, indem sie sie ins Verhältnis zu anderen Möglichkeiten setzt (so z.B. Identität und Nicht-identität (Adorno), Identität oder Nicht (Gripp), Differenz und Emanzipation (Laclau) oder Differenz und Wiederholung (Deleuze)). Die topologische Betrachtung setzt eine gemeinsame Matrix der »klassischen« Debatte um Identität und Differenz außer Kraft, nach der das *Quadrupel* der Grundbegriffe von Identität und Differenz mit der entsprechenden Zuordnung der allgemeinen Strukturmerkmale von Übergang und Unterbrechung als Basis für einen Darstellungsraum aufgefasst werden kann.⁵³ Innerhalb eines solchen Raumes können unterschiedliche Repräsentationen statthaben, bzw. können unterschiedliche Symmetrieverhältnisse festgestellt werden. Von einer »Unterwerfung der Differenz« ist

53 Die Rede von »Basis« hält sich nicht an die mathematischen Vorgaben. Als Basis für einen Raum oder eine Menge X wird nämlich eine Menge von Elementen bezeichnet, aus deren Kombination sich jedes Element dieses Raumes oder Menge X eindeutig rekonstruieren lässt. Für eine solche Basis gibt es einige Grundforderungen, so etwa ihre Unverkürzbarkeit – dass sich kein Element der Basis aus einer Kombination der anderen kombinieren lässt usw. Außerdem ist bei der Zusammenstellung der Elemente von Identität, Differenz, Unterbrechung und Übergang nicht sofort einsichtig, ob es sich nicht bei Unterbrechung und Übergang eigentlich eher um Verknüpfungsattribute handelt als um Dingschemata, wie möglicherweise Identität und Differenz aufzufassen wären. Ungeachtet dieser formalen Bedenken soll im Folgenden die Grundidee aufgenommen werden, dass die Basis eines Raumes – soweit sie gefunden werden kann – die Abbildungsmöglichkeiten innerhalb des Raumes mitbestimmt.

genau dann die Rede, wenn die Differenz innerhalb dieses Raumes auf die Erfordernisse der Ordnung eines Quadrupels verpflichtet wird – also selbst die Unterbrechung zu verkörpern und darin Komplement zur Identität zu sein, die für den Zusammenhang steht –, sodass die Differenz nicht als eigenständiges positives Strukturmoment zum Ausdruck kommt. Die Differenz lässt sich nur in Relation zur Identität als zusammenhängender, einheitlicher Begriff denken – es ist unmöglich, die Differenz in Bezug auf sich selbst zu denken, ohne die Identität als Zusammenhangselement aufzurufen. Die Vorherrschaft der Identität entfaltet sich somit durch die Etablierung eines spezifischen Gefüges innerhalb der Grenzen eines solchen Raumes. »Jedenfalls scheint die Differenz an sich selbst jeden Bezug des Differenten zum Differenten auszuschließen, einen Bezug, der es ermöglichte, sie zu denken. Denkmöglich scheint sie nur als gezähmte zu werden, d.h. in ihrer Unterwerfung unter die vierfache Fessel der Repräsentation: der Identität im Begriff, des Gegensatzes im Prädikat, der Analogie im Urteil, der Ähnlichkeit in der Wahrnehmung.« (DW: 329)⁵⁴

Es geht somit in der »Identitätskritik« Deleuzes nicht darum, zu bemängeln, dass die Differenz ausgeschlossen sei, es geht darum, dass sie *nur* im Zusammenspiel des Quadrupels von Identität, Differenz, Übergang und Unterbrechung (*quadruple carcan*) fungiert – innerhalb der wohldefinierten Unterscheidung von Identität und Differenz in ihre Grenzen gesetzt wird (d.h. das Projekt einer Differenzphilosophie, die dafür plädiert, die Hierarchie der Unterscheidung von Identität und Differenz zu ändern, ändert nichts am Grundbestand der Unterscheidung). Die Identität im Begriff benötigt die Differenz als äußeres Mittel zur Selbstabgrenzung, der Unterbrechung zu anderen Identitäten; bzw. als Negativität für das nicht im Begriff Gefasste.

2.2.2. Vor[aus]setzungen: wie Deleuze zu denken ist

Der Blick auf die Gemeinsamkeiten im Ansatz der *Negativen Dialektik* und von *Differenz und Wiederholung* einerseits und der durch die Unterscheidung von Identität und Differenz mittels der Zuordnung von Übergang und Unterbrechung

54 Ein Zusammenhang, den Deleuze ständig innerhalb von *Differenz und Wiederholung* aufruft, der immer wieder hervortritt, ist die Unterscheidung zwischen Symmetrie und Asymmetrie und ihre Parallelisierung zur Unterscheidung von Identität und Differenz. Die Symmetrie sei die Logik einer Gleichung, die Logik der Identität, die genau darin bestehe, beide Seiten gleich zu gewichten – zu einem Ausgleich zu kommen. Die Welt aber bestehe nicht aus Ausgleich, vielmehr sei die Welt als Aufstand gegen ein Entropiegesetz zu verstehen und beruhe auf Irreversibilität gleichermaßen wie Asymmetrie. »Es mag also zutreffen, dass Gott die Welt mit seinen Rechnungen erschafft, aber diese Rechnungen gehen niemals auf, und diese Unstimmigkeit im Ergebnis, diese irreduzible Ungleichung bildet die Bedingung der Welt. Die Welt »entsteht«, während Gott rechnet; es gäbe keine Welt, wenn die Rechnung aufginge.« (DW: 281)

organisierten Matrix der Repräsentation andererseits führt auf die Frage, wie die Krise der Repräsentation gedacht werden kann, sodass sie weder auf immanente Widersprüche aufläuft – bzw. ihre eigene Unhintergebarkeit vorführt (wie soll eine Krise der Repräsentation repräsentiert werden?) –, noch dass dabei auf relativierende Strategien gesetzt werden muss (am äußersten Ende dieser relativierenden Auswege stünde das Schweigen). Kann sich eine *Negative Dialektik* oder *Differenz und Wiederholung* jenseits des Rahmens der Repräsentation situieren, ohne ausdruckslos zu werden? Ist nicht der Modus der Repräsentation, trotz der von Foucault nachgewiesenen Historizität, unhintergebar? Wie soll ein Text wie der vorliegende entwickelt werden, wenn nicht unter den üblichen Annahmen des Paradigmas der Repräsentation? Ist es überhaupt möglich, ein Jenseits der Repräsentation zu denken, und welche Form hätte dieses Denken? Programmatischer formuliert: Ließen sich *Differenz und Wiederholung* wie auch *Negative Dialektik* als Frage danach verstehen, ob es gelingen kann, eine Denk- und Ausdrucksform jenseits der Repräsentativität zu entwickeln, die dabei an Bestimmtheit nicht nachlässt?⁵⁵

Ein solches Projekt gerät vielleicht noch bei Adorno (negativ) dialektisch. Das Unausdrückbare im Ausdruck aufheben. Der Unerreichbarkeit des Urbildes im Abbild zu gedenken. Die Aporetik und Negativität der *Negativen Dialektik* ist in der Grundkonstellation begründet, einerseits an der Unterscheidung zwischen Urbild und Abbild festzuhalten, andererseits einen Bildersturm zu entfesseln, der sowohl Urbild als auch Abbild betrifft. Das Urbild wird dann zur Sachhaltigkeit des Objektes, das Abbild verflüssigt sich in ausdrückenden Konstellationen. Der Weg in die *Ästhetische Theorie* ist damit geebnet. Am Grundsatz der Dialektik festhaltend sollen ästhetischer Ausdruck und das Recht des Objektes vermittelt werden, ohne eine positivierende Synthese zu bilden; die Dialektik bleibt damit auch im Ausdruck negativ. Insoweit verfolgt *Differenz und Wiederholung* eine andere Strategie, indem sie die Dialektik nicht dialektisch negatiert, sondern die *Auf-Hebung*, den Begriff der Negativität selbst, annulliert, ihn insbesondere dem engen Konnex zur Differenz entreißt, um einen Begriff der »positiven« Differenz zu hybridisieren. Nur so, indem die Differenz nicht allein als flüchtiges Moment dem einzig positiven Moment – der Identität – zuarbeitete, entkomme man dem Irrweg der Dialektik, der an Stelle der positiven Differenz eine »falsche Tiefe« produziere. Denn man halte über die Mechanik der Synthese an der Figur der Vermittlung fest. Insbesondere die Zusammenstellung heterogenen Materials in einer Repräsentation, namentlich des Repräsentanten und des Repräsentierten, könne nicht auf ein Vermittlungsanliegen bezogen werden. Selbst wenn die Vermittlung als negatives Moment gestaltet werde, als kurzes Momentum, das mit seiner Erschaffung zerfalle, gerate die Differenz, die empirisch wirksame

55 In der Konsequenz führt das zu einer Neugewichtung des Begriffs des Ausdrucks selbst. Vgl. dazu Abschnitt 3.1.

Differenz zwischen den unterschiedlichen Elementen aus dem Blick. Die Projektion auf eine Identität bleibe erhalten; vermeintliche Tiefe der Identität sauge die heterogenen Momente auf.

Die so erzeugten Vexierbilder »falscher Tiefe« sind letztlich der ungebrochenen Verpflichtung auf das Projekt begrifflicher Vervollständigung eines Sachverhaltes in einer zusammenhängenden Identität geschuldet. Die Frage danach, Was-etwas-ist, wie etwas auf seinen Begriff zu bringen ist, orientiert sich an der »Richtigkeit« eines projektiven Zusammenschlusses zweier prinzipiell heterogener Momente unter der Regie der Identität, nämlich Begriff und Sache. *Differenz und Wiederholung* modifiziert und erweitert die von der Phänomenologie aufgebrachte Umstellung philosophischen Fragens von »Was-Fragen« auf »Wie-Fragen«, indem sie von einem (ontologisch) dinghaften Verweishorizont auf die Architektur Repräsentationsvorschrift schwenkt. Die »Kritik« der Repräsentation orientiert sich nicht mehr an der Frage, »was« in einem Bild als »richtig« oder »falsch« einzustufen ist – in der Absicht, eine angemessene Repräsentation zu erhalten (allein ein Maß für Angemessenheit wäre nicht zu gewinnen). Entscheidend ist das »wie« des funktionalen Zustandekommens der Repräsentation insbesondere hinsichtlich der operativ Grund/legenden Architektur.⁵⁶

Deleuzes Kritik macht geltend, dass sich der dem Schema der Repräsentation innewohnende Akt der Relationierung als prinzipiell dualistisches Muster denken lässt, das in nichts anderem besteht, als dass zwei prinzipiell als heterogen angesehene Dinge durch eine Differenz verbunden werden. Eine Abbildung ist dann als Aktualisierung einer je spezifischen Differenz zu verstehen, die sich zwischen heterogenen Dingen *entfaltet* und so produktiv wird. Diese *Entfaltung* betrifft nicht nur das Verhältnis *zwischen* den heterogenen Dingen, sondern auch die *Heterogenität* selbst. Es kommt eine synthetische Differenz zum Ausdruck. Wenn beispielsweise eine Differenz zwischen Form und Materie getroffen wird, produziert die eingesetzte Unterscheidung einen Ausdruck. Die Verteilung von Form

56 Der mit einer solchen Frage häufig beklagte vermeintliche Verlust der Möglichkeit einer Kritik verkennt, dass hier ein Schritt zurückgetreten wird. Es geht nicht mehr um die Bewertung der Repräsentationen. Der Ausgangspunkt einer »kritischen« Analyse liegt damit nicht mehr in der Frage, ob ein wie immer gedachtes Objekt im Begriff zur Geltung kommt, sondern in der Frage, ob die Architektur der Repräsentation angemessen bewertet wurde, bzw. ob die Möglichkeit von Alternativkonstruktionen jenseits aller Repräsentativität mitgedacht wurde. Es zeigt sich dann, dass nicht die Konstruktion einer »Konstellation namens Repräsentation« das eigentliche Problem ist, sondern ihre Überhöhung hinsichtlich ihrer Geltungsreichweite. Letztere stellt sich dadurch ein, dass die diskrete Zuweisung eines Begriffs zu einer Sache zusätzlich mit einem Alleinstellungsmerkmal versehen wird; einzig die Zuordnung weiterer Attribute wie »wahr« und »gut« kann Gegenstand weiterer Überlegungen werden. Die repräsentative Relation wird dadurch mit einer gewissen Universalität ausgestattet. Genau jene Übercodierung der Relation führt zu jenem problematischen Akt, der als »Identifikation« Kritik auf den Plan ruft (vgl. etwa Olkowski 1999; sowie grundlegend Langer 2003)

und Materie ist zwar arbiträr. Die »Arbitrarität von Zeichen« wird aber nur im Rahmen eines Repräsentationsverhältnisses thematisch – hinsichtlich der Operativität ist die tatsächliche Aufeinanderbezugnahme von »Materie« und »Form« interessant, die im Ergebnis einen Ausdruck ergibt.⁵⁷ Der Ausgangspunkt für den Einsatz der synthetisierenden Differenz ist ein beliebig allgemeines »Immanenzfeld«⁵⁸, in dem ein Dualismus qua eben jener Differenz hervorgebracht wird.

Im Begriff des Immanenzfeldes befindet sich eine wesentliche Voraussetzung der Philosophie Deleuzes, er verdeutlicht aber auch gleichzeitig die Schwierigkeit, Deleuze zu denken. Es ließe sich zunächst annehmen, dass der Begriff der Immanenz den Platz der Identität einnimmt, insofern er die Grundlage für synthetische Operationen bereitstellt. Die Form der Identität greift allerdings zu kurz, die Form ist endlich. Die Besonderheit des »Immanenzfeldes« dagegen ist,

57 Es ist vielleicht eine der wesentlichen Denkbarrieren bei der Näherung an Deleuze, dass die Onto-Logik – im Vergleich zu Autoren wie Derrida oder Foucault – eine Aufwertung erfährt. »Deleuze's works are steeped in ontology. Each work posits a new group of fundamental entities or reworks entities from previous works into a new context. To read Deleuze is to be introduced into a world of proliferating beings and new forms of life. These beings and forms of life are not a part of our everyday experience. Nevertheless they inhere in the fabric of our existence. While Foucault and Derrida seek to unravel the pretensions of ontology as a study of what there is, Deleuze revels in ontological creation and analysis. While Foucault and Derrida find ontology to be a threat to asking how one might live, Deleuze finds ontology to be the very route one must take in order to ask about it adequately. While Foucault and Derrida offer alternatives to the traditional philosophical project of ontology, Deleuze drives that project to its limit, a limit at which he finds the question of how one might live to be raised afresh and ready to offer surprising answers.« (May 2005: 15f.)

58 Der später in *Was ist Philosophie* von Deleuze geprägte – und weitaus bekanntere – Begriff lautet *Immanenzebene*. Zunächst spricht Deleuze selbst aber von einem *Immanenzfeld* (*champ d'immanence*) – das allerdings auch erst nach *Differenz und Wiederholung* auftritt (»Von einem »Immanenzfeld« spricht Deleuze zum ersten Mal 1977 in den *Dialogues* mit Claire Parnet, später in *Mille Plateaux* (1980) und in seiner kleinen Spinoza Studie *Spinoza. Philosophie pratique* (1981). Der Begriff des Immanenzfeldes gehört somit jener Phase nach der Zäsur von *L'Anti-Oedipe* (1972) an ...«; Ott 1998: 39), um dann vor allem den Begriff der *Immanenzebene* im Zusammenhang mit dem Problem des begrifflichen Ausdrucks in der Philosophie stark zu machen. »Die Immanenzebene ist kein Begriff, auch nicht der Begriff aller Begriffe. [...] Die Begriffe sind gleichsam die mannigfaltigen Wellen, die sich heben und senken, die Immanenzebene aber ist die eine Welle, von der sie auf- und abgewickelt werden. [...] Die Begriffe sind der Archipel oder das Gerüst, eine Wirbelsäule eher als ein Schädel, während die Ebene die Atmung ist, die diese Isolate umströmt. Die Begriffe sind absolute, unförmige und fragmentarische Oberflächen oder Volumina, während die Ebene das unbegrenzte, formlose Absolute ist, weder Oberfläche noch Volumen, stets aber fraktal.« (WiPh: 42-43; zur Konstruktion des Immanenzbegriffes bei Deleuze vgl. auch Günzel 1998, insb. S. 89ff.; sowie Langer 2003) Über alle begrifflichen Nuancen hinweg aber lässt sich die Immanenz als zentrales Prinzip des Deleuzeschen Denkens ausmachen, die letztlich auch den transzendentalen Empirismus begründet.

dass die Immanenz umfassend gedacht werden muss; es gibt nichts, was noch als außerhalb angenommen werden kann. »Die absolute Immanenz ist in sich selbst: Sie ist nicht in etwas, nicht einer Sache immanent, sie hängt von keinem Objekt ab und gehört zu keinem Subjekt. Bei Spinoza ist die Immanenz nicht der Substanz immanent, die Substanz und die Modi sind vielmehr in der Immanenz. [...] Die Immanenz bezieht sich nicht auf ein Etwas als höhere Einheit gegenüber allem anderen und nicht auf ein Subjekt als Akt, der die Synthese der Dinge vollzieht: Nur wenn die Immanenz sich selbst immanent ist, kann man von einer Immanenzebene sprechen. So wenig sich das transzendente Feld durch das Bewusstsein definiert, so wenig definiert sich die Immanenzebene durch ein Subjekt oder Objekt, die sie enthalten könnten.« (Deleuze 1996: 29-30) Wenn man Deleuze als Denker einer radikalen Differenz versteht, muss berücksichtigt werden, dass die Differenzphilosophie Deleuzes, die Auflösung jeglicher dualistischer Muster, einen Begriff der Immanenz zur Voraussetzung hat, der insoweit »antidifferentialistisch« ist, als er sich jenseits der Unterscheidung von Immanenz/Transzendenz situiert. Die Immanenz ist hinsichtlich ihres Umfangs total – sie nimmt dem Begriff des Umfangs seine Erklärungskraft. Der Immanenzbegriff führt auf einen wesentlichen Punkt des Einsatzes von *Differenz und Wiederholung*: die Denkgewohnheit, nach der die Differenz im Zusammenspiel mit der Identität Unterscheidungen tätigt, um Zusammenhänge abzugrenzen, sie zu konturieren, wird aufgegeben. Am »Anfang« der Differenzphilosophie Deleuzes steht die Aufhebung der Differenz. Das betrifft in der Konsequenz die Differenz von Abbild und Urbild ebenso wie jene von Zeichen und Bezeichnetem.⁵⁹

Diesen Modus einzuholen und noch schwieriger: die gewohnten Denkbilder hinter sich zu lassen, das Immanenzprinzip jenseits der Repräsentation zu entfalten, gehört zu den großen Schwierigkeiten des Versuchs, Deleuze zu folgen. Hinterrücks führen die Pfade weg von systematischer Klarheit und scheinen eher die

59 Deleuze gibt dieses Bild zusammen mit Guattari in *Mille Plateaus* als *Gefüge* zu denken. Die Differenzen werden zwar weitergeführt, aber sie stellen nur Artikulationen dar. Sie sind nicht in irgendeiner Weise vorgegeben. »Die Oberfläche der Stratifizierung ist ein maschinelles Gefüge, das sich von den Strata unterscheidet. Das Gefüge liegt zwischen zwei Schichten, zwischen zwei Strata. [...] Schichten treten nicht nur zu zweit auf, jede Schicht ist auch auf eine andere Weise doppelt (hat selbst mehrere Schichten). Tatsächlich enthält jede Schicht Phänomene, die konstitutiv für eine *doppelte Gliederung* sind. Zweimal gliedern, zweimal artikulieren, B-A und BA. Das heißt aber nicht, dass die Schichten sprechen oder zur Sprache gehören. Die doppelte Gliederung ist so variabel, dass wir nicht von einem allgemeinen Modell ausgehen können, sondern nur von einem relativ einfachen Fall. Die erste Gliederung wählt oder sondert aus den instabilen Partikel-Strömen molekulare oder quasi molekulare, metastabile Einheiten (*Substanzen*) aus, denen sie eine statische Ordnung von Verbindungen und Reihenfolgen (Formen) zuschreibt. Die zweite Gliederung bewirkt den Aufbau von festen kompakten und funktionalen Strukturen (Formen) und bildet die molaren Zusammensetzungen, in denen die Strukturen zugleich aktualisiert werden (*Substanzen*).« (MiPl: 60f.)

Nähe theologischer Annahmen zu suchen; Deleuze selbst scheut deren Nähe offenbar nicht⁶⁰. Das Aufrufen der Denkfiguren und Modelle eines Duns Scotus oder auch Spinozas hat Deleuze Kritik eingebracht, die in seiner Differenzphilosophie ein »Geschrei des Seins«, eine Beschwörung der Differenz sieht. Es erscheint zweifelhaft, dass ein umfassendes Immanenzprinzip mit einer Differenzphilosophie vereinbar ist bzw. ob nicht das Immanenzprinzip mit seinen »unendlichen Weiten« jegliche Differenz aufhebt und damit eine Differenz an sich undenkbar macht. Die Auflösung der Differenz in der allumfassenden Einheit einer theologischen Immanenz. Genau diese Differenz (!) fruchtbar zu machen, die Vereinbarkeit der »Univozität des Seins« mit der Differenz zu denken, macht den architektonischen Kern der Deleuzeschen Philosophie aus. In seiner bisherigen Schreibweise besteht der Kern der Univozität des Seins darin, kraft einer alleinigen Stimme dem Sein Ausdruck zu verleihen. »Es gab immer nur einen ontologischen Satz: das Sein ist univok. [...] Eine einzige Stimme erzeugt das Gebrüll des Seins.« (DW: 58) Gegen diese Tradition setzt Deleuze die damit zusammenhängende Annahme einer vorgängigen Stimme, die der Einheit des Seins Ausdruck verleiht, dahingehend außer Kraft, dass sich der Eindruck (Ausdruck) der Univozität des Seins erst durch das Sich-Aussagen des Verschiedenen ergebe. »Allerdings liegt das Wesentliche der Univozität nicht darin, dass sich das Sein in ein und derselben Bedeutung aussagt. Vielmehr darin, dass es sich in ein und derselben Bedeutung von all seinen individuierenden Differenzen oder innerlichen Modalitäten aussagt. Das Sein ist für all diese Modalitäten dasselbe, aber diese Modalitäten sind nicht dieselben. [...] Das Sein sagt sich in ein und derselben Bedeutung von alle dem aus, wovon es sich aussagt, das aber, wovon es sich

60 Diese Problematik ergibt sich nicht nur im Zusammenhang mit den theologisch orientierten Überlegungen von Duns Scotus, sondern ebenso sehr im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit Spinoza, aus der Deleuze einen Gutteil seines Immanenzprinzips gewinnt. So ist etwa in der ursprünglich als Teil von *Differenz und Wiederholung* konzipierten Auseinandersetzung *Spinoza und das Problem des Ausdrucks in der Philosophie* zu lesen: »Die Immanenz impliziert für sich eine reine Ontologie, eine Theorie des Seins, worin das Eine nur die Eigenschaft der Substanz ist und dessen, was ist. Auch erfordert die Immanenz im Reinzustand wiederum das Prinzip einer Seinsgleichheit oder die Setzung eines Gleich-Seins: das Sein ist nicht allein gleich in sich, sondern es erscheint gleichfalls in allen Seienden anwesend. Und die Ursache ist gleichfalls überall eine Ursache: es gibt keine entfernte Ursache. Die Seienden sind nicht durch ihren Rang innerhalb einer Hierarchie definiert, sie sind nicht mehr oder weniger vom Einen entfernt, vielmehr hängt jedes direkt von Gott ab, indem es an der Gleichheit des Seins partizipiert und unmittelbar das empfängt, was davon je nach Eignung seines Wesens empfangen kann, unabhängig von jeder Nähe oder Entfernung. Darüber hinaus erfordert die Immanenz im Reinzustand ein univokes Sein, das eine Natur bildet und aus positiven Formen besteht, die dem Hervorbringer und dem Hervorgebrachten, der Ursache und der Wirkung gemeinsam sind.« (Spin: 155)

aussagt, differiert: Es sagt sich von der Differenz selbst aus.« (DW: 58-59)⁶¹ Genau diese Wendung, die Einheit der univoken Verlautbarung des Seins als Ergebnis eines Sich-Aussagens der Differenz zu begreifen, wird etwa von Badiou nicht als überzeugende Lösung anerkannt. Die Philosophie des Deleuze, so Badiou, sei nicht nur systematisch und abstrakt, sondern erstelle darüber hinaus eine Ethik des Denkens, die Enteignung und Askese verlange. Vor allem aber sei zu bemängeln, dass sich die Philosophie von der Metaphysik des Einen aus artikuliere (vgl. Badiou 2003: 28f.). Das Deleuzesche Denken in seinem Innersten nachzuvollziehen, beinhalte notwendig, genau jene Konstruktion der Univozität des Seins zu akzeptieren. »Man kann in der Tat zu Recht behaupten, dass die immense Didaktik der Fälle (das Kino, der Schizo, Foucault, Riemann, das Kapital, Spinoza, der Nomade usw.) allein die Funktion hat, aus dem unerschöpflichen Geist der Variation stets diesen einen Ausspruch zu verifizieren: ›Es gab immer nur einen ontologischen Satz: Das Sein ist univok‹ [DW: 58].« (Badiou 2003: 38) Dadurch, dass Deleuze in Bezug auf die Univozität des Seins zusätzlich zwischen Formalem und Realem unterscheide, werde die von ihm herausgestellte Differenz als Ausgangspunkt des »Geschreis des Seins« am Ende bedeutungslos. »Wir halten fest, dass die These bereits eine zentrale Unterscheidung voraussetzt, deren Wichtigkeit oft unterschätzt wird, wenn man von Deleuze spricht, obgleich sie allein das Denken der Beziehung (als Nicht-Beziehung) zwischen den Mannigfaltigkeiten und dem Einen erklärt: nämlich die Unterscheidung des Formalen und des Realen. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen des Seins ist formal, nur das Eine ist real, und nur das Reale erlaubt die Verteilung des (einzigen) Sinns.« (ebd.: 39) Zwar sieht Badiou den Deleuzeschen Versuch der Verkehrung der üblichen Lesart des All-Einen, der nicht das Eine an den Anfang stellen soll, sondern die Differenz, der aber werde endgültig durch die zusätzlich eingeführte Unterscheidung zwischen Formalem und Realem unterlaufen. »Man sieht den Preis, den man bezahlen muss, um die These der Univozität aufrechtzuerhalten: Nämlich dass das Mannigfaltige (der Seienden, der Bezeichnungen) letztendlich nur den Rang eines Trugbildes besitzt, denn die numerische Differenz, die es im Universum anordnet, ist bezüglich der Seinsform, auf die sie verweist (das Denken, die Ausdehnung, die Zeit usw.), rein formal und bezüglich ihrer Individuation rein modal. Wenn man, wie es notwendig ist, jede Differenz, die kein Reales hat, jede Mannigfaltigkeit, deren ontologischer Status der des Einen ist, als Trugbild verzeichnet, so ist die Welt der Seienden die Bühne für die Trugbilder des Seins.« (ebd.: 40f.) Somit erkennt Badiou in dem Deleuzeschen

61 Weiter unten werde ich noch einmal implizit auf die Zusammenführung der Univozität des Seins mit der Differenz zu sprechen kommen, deren Gemeinsamkeit nämlich in einer medialen Qualität der Differenz konzipiert werden kann.

Denken keinen radikalisierten Neuanfang einer Differenzphilosophie, sondern einen neu akzentuierten Platonismus.⁶²

An der Kritik Badiou's lassen sich die Erkenntnisbarrieren hinsichtlich einer radikalisierten Differenztheorie ablesen. Denn obwohl Badiou anerkennt, dass das Eine der Univozität nicht mit seiner Berechnung oder gar der Identität zu vergleichen wäre, macht er einen Unterschied zwischen dem teilenden – und damit unterbrechenden Modus der Differenz – und der verbindenden Wirkung der Univozität. Das Immanenzprinzip zusammen mit der Differenz zu denken heißt aber schlicht, dass die Differenz als unhintergebar angenommen wird.⁶³ Unhintergebarkeit deutet aber nicht auf einen Abschlusspunkt, sondern den Ausgangspunkt einer zirkulären Produktion, innerhalb derer der Differenz mediale Qualitäten zukommen. Was sich außerhalb der Immanenzebene, des Immanenzfeldes zu denken gibt, ist im Sinne einer in die Gegenüberstellung von Identität und Differenz eingespannten Differenz eine *differenzlose Differenz*. Badiou's Kritik an Deleuze trifft insoweit nicht, als sie sich der konstitutiven Matrix der Repräsentation bedient – und an die Deleuzesche Philosophie deren zugrunde liegende Unterscheidung von Identität und Differenz heranträgt.

Es zeigt sich an der Kritik Badiou's, dass es hilfreich ist, Lesarten für Deleuze zu entwickeln, die es erlauben, einen gewissen Abstand zur Anziehungskraft des repräsentativen Paradigmas zu bekommen. Dazu scheint es unumgänglich, eine

62 Die Auseinandersetzung Badiou's mit Deleuze erklärt sich letztlich auch von einem gewissen systematischen Einsatz der Ontologie, den Deleuze ihr zugesteht, um die Differenz in Gang zu setzen. Badiou verzichtet darauf zugunsten der Mengentheorie, um so die *multiple pur* zu denken und nicht den ontologischen Zug im Denken zu haben, dass die ontologische Lesart der Mannigfaltigkeit immer die der *einen* Mannigfaltigkeit zu sein scheint. »En ce qui concerne la présentation comme pur multiple, c'est un thème majeur de l'époque, dont les principaux noms en France sont certainement G. Deleuze et J.-F. Lyotard. Il me semble que, pour penser nos différents, comme dirait Lyotard, il faut sans doute voir que le paradigme latent de Deleuze est »naturel« (fût-ce au sens de Spinoza), et celui de Lyotard juridique (au sens de la Critique). Le mien est mathématique.« (Badiou 1988: 522) Vgl. dazu auch Badiou 1996.

63 An dieser Stelle wäre im Übrigen nach Überschneidungspunkten zwischen den Denkbewegungen Deleuzes und Derridas zu suchen. Denn auch die *différance* Derridas ist im Sinne einer grundlegenden Konstitutivität unhintergebar, sie produziert die »klassische« *différance* – mit einem »e«, die sich der Identität gegenüberstellen lässt. Der Unterschied besteht dann darin, dass sich die Differenz nach Deleuze im Unterschied zu der Derridascher Provenienz als positiv beschreiben ließe – was sich insbesondere in Bezug auf die differentialistische Systemtheorie als Vorteil erweisen wird (Kap 3). Vgl. dazu auch May (1997): »As we have seen, for Nancy, Derrida and Levinas difference has been conceived in terms of absence, on the assumption that to conceive it otherwise is to reduce it to categories of the same. Deleuze, in contrast, wants to articulate a *différance* in terms other than those of absence. He wants to articulate a »positive« difference that, while similar to Nancy's and Derrida's in being both constitutive and internal to that which it constitutes, is conceived other than by means of the negativity of absence.« (S. 166)

Vorstellung von der Immanenzebene zu entwickeln, die sich jenseits des All-Einen bewegt. Wenn die Immanenzebene nicht schlicht als eine gottesähnliche Universalie in Erscheinung treten soll, muss ein Denkbild für das »Innenleben« (es gibt kein »Außen« der Immanenzebene) entwickelt werden, das nicht eine attributive Qualität, sondern eine »Performanz«, eine Operativität zum Ausdruck bringen könnte. Deleuze selbst hat hierfür im Rahmen seines Werkes – nach *Differenz und Wiederholung* – fungible Bezeichnungen entwickelt, wie etwa die der *ok-Einheit* (organloser Körper), die des *maschinellen Gefüges* oder die des *Rhizoms*, die aber in *Differenz und Wiederholung* noch keine Berücksichtigung finden.

Eine der wenigen Hinweise hinsichtlich der Spekulation über den »Innen-Raum« der Immanenz wird über den Umweg einer Bemerkung zum Theater gegeben. »Das Theater der Wiederholung tritt dem Theater der Repräsentation gegenüber, wie die Bewegung dem Begriff und der Repräsentation gegenübertritt, durch die sie auf den Begriff bezogen wird. Im Theater der Wiederholung erfährt man reine Kräfte, dynamische Bahnen im Raum, die unmittelbar auf den Geist einwirken und ihn direkt mit der Natur und der Geschichte vereinen, eine Sprache, die noch vor den Wörtern spricht, Gesten, die noch vor den organisierten Körpern, Masken, die vor den Gesichtern, Gespenster und Phantome, die vor den Personen Gestalt annehmen – den ganzen Apparat der Wiederholung als ›schrecklicher Macht‹.« (DW: 26) Deleuze trifft keine Unterscheidung etwa zwischen einem ursprünglichen, einem »orgiastischen« und einem wie auch immer abgeleiteten, darstellenden Theater. Die Grenze des Deleuzeschen *Theatrum Philosophicums* (Foucault 1977) verläuft zwischen einem differentiellen Theater, das trotz aller Entfremdung in einer Widerspiegelungsmetaphysik gefangen bleibt und damit insbesondere einen gewissen Repräsentationsanspruch aufrecht erhält, und einem differenzlosen Theater, das nicht gegebene Räume repetiert, sondern Räume gibt. Deleuze ruft das *Theater der Grausamkeit* auf (vgl. DW: 27). Jenes Theater der Grausamkeit sucht nach »Möglichkeiten des dynamischen Ausdrucks im Raum [...], die den Ausdrucksmöglichkeiten mittels des dialogischen Wortes entgegengesetzt sind« (Artaud 1996: 95). Räumlich zu sein, so Artaud, sei letztlich die einzige Möglichkeit des realen Ausdrucks überhaupt. Wobei das nicht allein den Unterschied zwischen einem »konventionellen Theater« und einem Theater der Grausamkeit markiert. Der Unterschied besteht darin, dass im klassischen Theater der (cartesianische) Raum als transzendente Größe, als vorgängiger leerer Raum angenommen wird. »Man denkt an den Bühnenraum, an die Leere dieses Raums, an die Art und Weise, wie er durch Zeichen und Masken erfüllt und bestimmt wird, mit denen der Schauspieler eine Rolle und diese wiederum andere Rollen spielt, man denkt daran, wie sich die Wiederholung von einem ausgezeichneten Punkt zu einem anderen entspinnt und dabei die Differenzen in sich einschließt.« (DW: 26) Der konventionelle Raum ist jener Raum, der schon immer da war, der vorgängig ist – in dem nur verteilt zu werden

braucht, in dem sich Übergänge und Unterbrechungen durch Nähe und Abstand ergeben.

Der Ansatz Deleuzes besteht darin, einen davon unterschiedenen Raum zu denken, der insbesondere die Repräsentationsordnung in Frage stellt: die dynamische Ordnung. »[I]n der dynamischen Ordnung gibt es weder einen repräsentativen Begriff noch Figur, die in einem vorgängigen Raum repräsentiert würde. Es gibt nur eine Idee und eine reine schöpferische Dynamik des korrespondierenden Raums.« (DW: 38)⁶⁴ Es wird ein dynamischer Raum von dem Raum der Repräsentation unterschieden. Ein anderer, ein »korrespondierender« Raum. Wie lassen sich Unterscheidungen zwischen Räumen überhaupt sinnvoll treffen, wenn es nicht einfach durch eine Einführung von Grenzen (wo?) geschehen soll? Was für *andere Räume* sollen das sein, jenseits des Raumes? Führt eine dynamische Ordnung, deren Ansprüche jenseits der Repräsentation liegen, auf die Unmöglichkeit der Verortung selbst, auf U-Topien? Greift vielleicht die Unterscheidung zwischen der Möglichkeit, topisch oder utopisch zu denken, zu kurz? Geht es nicht darum, einer dynamischen Ordnung *Raum zu geben*, anstatt einen *Platz in einem Raum einzunehmen*? Begibt man sich schon mit dieser Denkrichtung jenseits der Zwänge der Repräsentation?

Gibt es einen Ort, an dem wir die schöpferische Dynamik des korrespondierenden Raumes bewundern können? Begibt man sich jenseits der Repräsentation nicht auch schon der Möglichkeit der Räumlichkeit überhaupt? Wenn die Immanenzebene markiert, dass mit der Aussetzung der Unterscheidung zwischen Innen und Außen nicht mehr von gegebenen Räumen auszugehen ist, sondern dass das »Wie-Geben« im Mittelpunkt steht – welche Möglichkeiten gibt es, diesen Raum zu erforschen, zu denken?

Foucault hatte in die *Ordnung der Dinge* das Zeitalter der Repräsentation als die Ablösung der Vorherrschaft von Ähnlichkeitsstrukturen durch die distinkte Organisation der Unterscheidung von Identität und Differenz charakterisiert. Wenn sich die Krise der Repräsentation darin zeigt, dass diese Hierarchie in Frage gestellt wird, dass sich die Differenz nicht mehr der Identität unterordnen lässt, lässt sich dieser Übergang möglicherweise im Anschluss an die Andeutungen Deleuzes auch in einer Logik des Raumes abbilden (im umgekehrten Sinne ließe sich formulieren, dass die Logik des theatralen Raumes der Schwierigkeit begegnet, ein Jenseits der Repräsentation zu denken). Wenn nämlich zusätzlich gedacht wird, dass der Modus der Repräsentation in seiner Architektur mit der Linearität des cartesianischen Raumes in einer inneren systematischen Verbindung steht, scheint es, dass das *theatrum philosophicum* die Möglichkeit gibt, Repräsentation zu übersteigen, indem sie etwa die Linearität des cartesischen

64 Bei Übersetzungsschwierigkeiten werden im Folgenden die Originalzitate in Anmerkungen beigelegt. »Car dans l'ordre dynamique, il n'y a plus ni concept représentatif, ni figur représentée dans un espace préexistant. Il y a une Idée, et un pur dynamisme créateur d'espace correspondant.« (DR: 32)

Raum krümmt, also seine Grenzen sichtbar macht. Gewohnte Abstände werden verkürzt, unendliche Weiten zusammengerückt.⁶⁵

Foucault stellt heraus, dass wir uns im aktuellen Zeitalter in einer Epoche des Raumes befinden. »Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche der Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander.« (Foucault 1990: 34) Das Modell eines linear geordneten Raumes scheint Gegenstand einer Ausweitung, einer Obsession zu werden. Das Übergangsszenario der Erosion des Raumes lässt sich im Anschluss an Foucault wie folgt nachzeichnen. Die *Ordnung der Dinge* wurde vor der Repräsentationsordnung durch eine Ähnlichkeitsordnung gewährleistet. Diese fand ihre räumliche Absicherung dadurch, dass einer Ähnlichkeit jeweils eine Bewegung des Abschreitens, des Übergangs inhärent war. Das Herstellen von Ähnlichkeitsbeziehungen gleicht dem Vollzug des Zurücklegens bestimmter Wege, bestimmter *Übergänge, Passagen* in der Welt, insbesondere zwischen den Dingen. Mit jedem weiteren Wiederholen jenes Abschreitens wird der beschrittene Weg als Verbindung wahrscheinlicher und gültiger. Mit der Aufwertung der konzisen Beweisbarkeit und der strengen Unterteilungsfunktionen von Identität und Differenz verlor das Abschreiten an Wert. Allerdings blieben Sedimente der Vorstellungen dieses Abschreitens in einem Repräsentationsraum insofern erhalten, als dass jener Grundraum geläufige Vorstellungen von Entfernungen und Einteilungen bewahrt. Nahe Punkte wurden durch kleine Zahlen bemaßt, große durch große, die Stetigkeit der Abbildungsfunktionen wurde durch konventionelle Raumverhältnisse wiedergegeben. Insoweit könnte man sagen, dass sich die Konkretion des Abschreitens der Renaissance in die virtuellen Abmessungen des Cartesischen Raumes verflüchtigt hat. Umgekehrt formuliert: dadurch, dass man einen reellen dreidimensionalen cartesianischen Raum zur Grundlage der Repräsentationen gemacht hat, der sich vom inneren Auge abschreiten lässt, konnte überhaupt die Ähnlichkeitsordnung abgelöst werden. Die Performanz des wiederholenden Abschreitens wurde in der fixen Bemaßung des cartesianischen Raumes stillgestellt. Die Ablesbarkeit von Beziehungen und Ähnlichkeiten an den Dingen wurde durch die Repräsentation abgelöst, die solcherlei Beziehungen in einem Raum ablagert und deren »Nähe« und »Ferne« sich intuitiv zueinander verhalten (vgl. zur Verwendung von Intuition auch die Bemerkungen zum Grundlagenstreit der Mathematik im Kapitel 1).

65 Das führt auf Überlegungen, die weit hinter die verbreitete Frage nach der Alltäglichkeit des Sich-Gehens im (transzendental-ästhetisch) vorausgesetzten cartesianischen Raum führen, wie es vielleicht noch Goffman in *Wir alle spielen Theater* (1983) im Sinn hatte, sondern zu einem *Karneval des Denkens* (Schramm 1996). Theatralität wird zu einer Denk- und Wahrnehmungsform, die verdeutlicht, dass räumliche Verteilungen im Grundsatz »gemacht« sind, in ihrer Verteilung aber auch weitreichende Folgen zeitigen.

In dieser Entwicklung, der sukzessiven Auflösung der Ähnlichkeitsmuster (die historisch aber abrupt erfolgt), zeigt sich, dass der von Kant als vorgängig angenommene, transzendente Raum erst mit der räumlichen Fixierung der Dinge entsteht. Maße werden festgelegt, Fixierungen und Nullpunkte werden eingesetzt.⁶⁶ Dass im Nachhinein zwischen Ablagerungen und einem (vorgängigen) hinreichend homogenen Raum unterschieden werden kann, verführte schon Kant zu der Illusion, es gäbe den einen vorgängigen leeren Raum.⁶⁷ Dass der Raum aber nicht gänzlich unabhängig von den in ihm verteilten Gegenständen ist, lässt sich an einigen besonderen Dingen ablesen.

Ausgangspunkt von Foucaults Thesen über andere Räume sind eben jene besonderen Orte, die sich der Normalverteilung entziehen. Ihre Besonderheit besteht nicht darin, dass sie als ausgezeichnete Punkt innerhalb der Ordnung besondere Aufmerksamkeit anziehen, sondern ihre Besonderheit bezieht sich auf ihre Situierung selber, die sich nicht den üblichen Mustern fügt. »Aber was mich interessiert, das sind unter allen diesen Platzierungen diejenigen, die die sonderbare Eigenschaft haben, sich auf alle anderen Platzierungen zu beziehen, aber so, dass sie die von diesen bezeichneten oder reflektierten Verhältnisse suspendieren, neutralisieren oder umkehren. Diese Räume, die mit allen anderen in Verbindung stehen und dennoch allen anderen Platzierungen widersprechen, gehören zwei großen Typen an.« (ebd.: 38) Diese Räume, die aus solchen besonderen Platzierungen hervorgehen, sind »Gegenräume« (Foucault 2005: 10) Diese wiederum ließen sich unterscheiden in Utopien und die *Heterotopien*. Wobei Foucault nicht die U-Topien, also die Ortlosigkeit interessieren, sondern die Heterotopien. »Ich träume von einer Wissenschaft – und ich sage ausdrücklich Wissenschaft – deren Gegenstand diese verschiedenen Räume wären, diese anderen Orte, diese mythischen oder realen Negationen des Raumes, in dem wir leben. Diese Wissenschaft erforschte nicht die Utopien, denn wir sollten diese Bezeichnung nur Dingen vorbehalten, die tatsächlichen keinen Ort haben, sondern die Heterotopien, die vollkommen anderen Räume. Und ganz folgerichtig hieße und heißt die Wissenschaft Heterotopologie.« (ebd.: 11)

Die Besonderheit der anderen Orte besteht nicht darin, etwa einem besonders komplexen Verteilungsmuster zu folgen oder sich dem Grundraum zu entziehen (utopisch zu werden), sondern darin, die Raumordnung insgesamt in Frage zu

66 Diese Entwicklung ist auch sehr gut an der Geschichte der Null, insbesondere in ihrem Unterschied zum Nichts, nachvollziehbar. Vgl. Rotman 2000.

67 »Wir leben nicht in einer Leere, innerhalb derer man Individuen und Dinge einfach situieren kann. Wir leben nicht innerhalb einer Leere, die nachträglich mit bunten Farben eingefärbt wird. Wir leben innerhalb einer Gemengelage von Beziehungen, die Platzierungen definieren, die nicht aufeinander zurückzuführen und nicht miteinander zu vereinen sind. Gewiss könnte man die Beschreibung dieser verschiedenen Platzierungen versuchen, indem man das sie definierende Relationsensemble aufsucht. So könnte man das Ensemble der Beziehungen beschreiben, die die Verkehrsplätze definieren: die Straßen, die Züge...« (Foucault 1990: 38)

stellen; bzw. noch direkter: einen neuen, anderen Raum hervorzubringen. Deshalb schlägt Foucault vor, eine *Heterotopologie* zu entwerfen.⁶⁸ Die aus dem Rahmen des üblichen Raumes herausgefallenen Gegenstände (Heterogenitäten) bringen eine andere Ordnung, *andere Räume* zum Vorschein. Es wird eine andere Topologie erzeugt. Eine Heterotopologie. Man betrachtet die Erzeugung des Raumes in Abhängigkeit von heterogenen Gegenständen – d.h. die bei den Utopisten zumeist noch vorhandene Ordnung, die sich in der Regel an der Struktur bekannter Räume orientiert, wird *heterotop*, insoweit Verbindungswege ermöglicht werden, deren Existenz den Ordnungserwartungen widerspricht.⁶⁹

Es ist – und darauf ist gesondert hinzuweisen – nicht um eine Heterotopographie zu tun, die eine Topographie als Referenz ausweist. Es geht nicht um die kartographische Erfassung der anderen Gegenstände. Insoweit führt etwa die Rede von einer »operationalen Topographie« (Schäffner 1997) zu einer Konfusion bzw. dient höchstens der Vermeidung des Einsatzes einer Topologie, die hinter bestimmte Aufzeichnungsgewohnheiten zurückgeht. Eine Topologie erfasst die Konstituenten einer Raumordnung in ihrer Operativität. Mit Blick auf die Frage, wie Deleuze zu lesen sei oder welche Konzeptionen sich aus dem vorangegangenen Abschnitt für die weitere Lektüre von Deleuze ergeben könnten, sei eine *Topologie der Differenz* vorgeschlagen. *Die Topologie der Differenz stellt die Frage in den Mittelpunkt, wie die Differenz operativ eingesetzt wird und welche »Räume« mit den jeweiligen Verwendungsweisen korrespondieren.* Unterschiedliche Räume, unterschiedliche Topologien entstehen in Abhängigkeit unterschiedlicher Verwendungsweisen der Differenz. Die nachfolgende Lektüre soll entsprechend verdeutlichen, dass *Differenz und Wiederholung* als die Hervorbringung einer

68 Vgl. auch die Variation des Vorschlages aus *Andere Räume*: »Was nun die eigentlichen Heterotopien anlangt: wie kann man sie beschreiben, welchen Sinn haben sie? Man könnte eine Wissenschaft annehmen – nein, lassen wir das heruntergekommene Wort, sagen wir: eine systematische Beschreibung, deren Aufgabe in einer bestimmten Gesellschaft das Studium, die Analyse, die Beschreibung, die ›Lektüre‹ (wie man jetzt gern sagt) dieser verschiedenen Räume, dieser anderen Orte wäre: gewissermaßen eine zugleich mythische und reale Bestreitung des Raumes, in dem wir leben; diese Beschreibung könnte Heterotopologie heißen.« (Foucault 1990: 40)

69 An dieser Stelle ist Bataille von großer Bedeutung für Foucault. »Bataille will die ›delikate Nase der Utopisten‹ mit den Gerüchen von ›Erde und Fäulnis‹ konfrontieren. Sein Traum: die ›kopfloze‹ Gesellschaft. Um eine solche zu schaffen, mobilisiert Bataille das Heterogene, jenen ›verfemten Teil‹, der von einer Gesellschaft verworfen wird, deren soziale Basis Arbeit und Produktion bilden. Enthauptet werden soll also die homogene, d.h. die bürgerliche Gesellschaft, welche das Leben einer ordentlichen Betriebsamkeit unterwirft: ›In dem Maße, in dem der Mensch nicht mehr gedenkt, seine Genossen unter dem Joch der Moral zu erdrücken, erwirbt er die Möglichkeit, nicht nur seinen Verstand und seine Tugend, sondern auch seinen Daseinsgrund offen mit der Gewalttätigkeit und der Unschicklichkeit seiner Ausscheidungsorgane zu verbinden, wie auch mit seiner Fähigkeit, bis zur Trance von heterogenen Elementen erregt zu werden, die allgemein in der Ausschweifung beginnt.« (Chlada 2005: 77)

spezifischen dynamischen Topologie zu verstehen ist. Bevor das gezeigt wird, sei aber noch kurz ein kursorischer Überblick über das gegeben, was sich unter einer Topologie verstehen lässt.

2.2.3. Was ist eine Topologie?

Das Konzept einer *Topologie* hat keinen theoriestrategischen Ort in *Differenz und Wiederholung*, wohl aber taucht es an verschiedenen Stellen des Werkes von Deleuze auf, sodass sich durchaus Fährten zu einer Topologie der Differenz finden. Am prägnantesten expliziert er seine Idee einer Topologie in seiner Charakterisierung des Strukturalismus. »Die Elemente einer Struktur haben weder äußerliche Bezeichnung noch innere Bedeutung. Was bleibt? Wie Lévi-Strauss nachdrücklich in Erinnerung bringt, haben sie nichts anderes als einen Sinn: einen Sinn der notwendig und einzig aus der ›Stellung‹ hervorgeht. Es handelt sich nicht um einen Platz in der realen Ausdehnung noch um Orte in imaginären Bereichen, sondern um Plätze und Orte in einem eigentlich strukturellen, das heißt, topologischen Raum. Was struktural ist, ist der Raum, aber ein unausgedehnter, prä-extensiver Raum, reines spatium, das allmählich als Nachbarschaftsordnung herausgebildet wurde, in der der Begriff der Nachbarschaft zunächst genau einen ordinalen Sinn hat und nicht eine Bedeutung in der Ausdehnung.« (Stru: 15) Obwohl Deleuze weder programmatisch sein Werk strukturalistisch verortet, noch theoriesystematisch dieser Richtung zugeordnet werden kann, erlaubt diese Charakterisierung des Strukturbegriffes mit Hilfe des Begriffes der Topologie eine Einsicht in das, was Deleuze unter einer Topologie fasst. Die Struktur und mit ihr der Raum wächst mit der Anordnung der Dinge. Davor ist der Raum »unausgedehnt«, »prä-extensiv«. Damit fällt vor allem die Vorstellung eines vorgängigen leeren Raumes. »Die strukturalistische Topologie benimmt dem Raum bewusst seine transzendentalen Inhalte, um an ihre Stelle eine Logik der Orte und ihrer Kombinationsmöglichkeiten zu setzen. Die Elemente der Struktur verlieren jeden Eigen-Sinn und erhalten ihre Bedeutung allein durch ihr kombinatorisches Spiel.« (Dosse 1997: 536) In Bezug auf die Entfaltung eines Raumes weist die Topologie auf die immanente operative Konstante, die darin besteht, dass durch eine spezifische *Kombinatorik* der Gegenstände eine korrespondierende Räumlichkeit erzeugt wird. Wenn Topologie in diesem Sinne verstanden wird – im Folgenden werden noch einige Scharfstellungen des Begriffes vorgeschlagen – erweist sich der Umgang Deleuzes mit dem Begriff Topologie als mindestens großzügig; weder verfolgt er einen systematischen Ausbau noch eine konsistente Verwendungsweise. Oft scheint es, dass der Begriff für Denkbewegungen entsteht, gegen die er sich abzugrenzen versucht, obwohl sich sein eigenes Denken, wie im Folgenden dargestellt werden kann, geradezu als Entwurf einer alternativen Topologie fassen

lässt.⁷⁰ Streckenweise wird Topologie von Deleuze auf bestimmte Fassungen/Räume verengt und nicht in ihrem allgemeinen, produktiven Sinne verstanden. Letzteres ergibt sich genau dann, wenn der Ausgangspunkt verschoben wird. Indem nämlich nicht, wie etwa im Strukturalismus, bestimmte Objekte fokussiert und in einem starren Raster fixiert werden und deren Anordnung »topologisch« genannt wird, sondern die Relation selber, bei *Differenz und Wiederholung* die Differenz, zum Ausgangspunkt wird. Es entspannt sich der Sinn einer *Topologie der Differenz*, innerhalb derer danach gefragt werden kann, wie Räume im Ausgang vom Differenzbegriff aufgespannt werden.⁷¹ Ihre ganze Kraft entspannt die eine topologische Betrachtungsweise aber erst, wenn unterschiedliche Räume von unterschiedlichen Basen aufgespannt werden – ebenso wie Foucault andere Räume im Ausgang vom Heterogenen zu denken suchte.

Die Geste des Denkens mag etwas unvorsichtig anmuten, wenn im Folgenden die zweifellos losen Anmerkungen zur Topologie von Deleuze auf mathematischem Terrain aufgesucht werden und sie dort *reterritorialisieren* werden. Es soll

70 Etwa in der Beschreibung des Einsatzes der Rhizome: »Diesen zentrierten Systemen setzen die Autoren [Deleuze/Guattari W. F.] Systeme ohne Zentrum entgegen, Netzwerke von endlichen Automaten, in denen die Kommunikation von einem Nachbarn zum anderen hergestellt wird, in denen Stränge oder Kanäle nicht schon vorgegeben sind, in denen alle Individuen untereinander austauschbar und nur durch einen momentanen Zustand definierbar sind, sodass die lokalen Vorgänge koordiniert werden und das Endergebnis unabhängig von einer zentralen Instanz synchronisiert wird. Eine Transduktion intensiver Zustände löst die Topologie ab.« (Mipl: 30) Obwohl der Begriff »topologisch« auch immer wieder affirmativ Verwendung findet. Vgl. etwa im gleichen Text den Vergleich zwischen Cuvier und Geoffrey (Mipl: 69f.)

71 Es gibt meines Wissens zwei explizite Versuche, die in eine ähnliche Richtung gehen, die allerdings beide weitestgehend unbeachtet blieben. Einerseits die Untersuchung *Identität und Katastrophentheorie* von Petitot-Corcorda (1980), die den Untertitel *Topologie der Differenz* trägt. Petitot-Corcorda geht aus von einer gewissen Räumlichkeit des Sinns (wobei der Sinn einem graphischen Verlauf folgt) und fokussiert die Unstetigkeitsstellen, die Stellen, an denen die Differenz als Ereignis auftritt. Das heißt, er nimmt die Funktionsgraphen als repräsentativen Ausgangspunkt und entfaltet seine Überlegungen im Grunde im Rahmen der klassischen mathematischen Topologie, nur dass er die Unstetigkeitsstellen mit dem *Ereignis der Differenz* gleichsetzt. Die hier vorgeschlagene Topologie soll sich stärker vom mathematischen Vorbild lösen und den produktiven Aspekt herausstellen. Andererseits ein wohl noch weit weniger beachteter Versuch von Eisenhardt/Kurth. Unter dem Titel *Emergenz und Dynamik. Naturphilosophische Grundlagen einer Nichtstandard Topologie* (1993) versuchen die Autoren eine Ausweitung des Topologiebegriffes. Wobei es im Kern darum geht, mathematische Grundlagen für bislang nicht im mathematischen Diskurs formulierbare Sachverhalte im Zusammenhang mit der Räumlichkeit von Existenz überhaupt zu formulieren. Auch dieser Zugriff ist für die folgenden Überlegungen nicht von Relevanz. Im Hinblick auf den Versuch, Deleuze mathematisch-topologisch fruchtbar zu machen, hat vor allem Delanda einige Versuche vorgelegt, vgl. dazu Delanda 1999, 2005, sowie 2002 (ins. 9-55, passim), 2003 (insb. 25-102, passim).

die Topologie aber über das schmückende Attribut »topologisch« als Synonym von »verortet« hinaus entwickelt werden.

In ihrer allgemeinsten Form ergibt sich die Bedeutung des Terminus Topologie zunächst aus der Herkunft der Bestandteile *topos* und *logos*. Wobei es im Folgenden um das griechische *tópos* geht, das »Ort, Stelle« bezeichnet.⁷² Eine entsprechende Theorie, die eine allgemeine Beschreibung von Räumen und ihren inneren Mechanismen zum Gegenstand hat, ist seit längerer Zeit unter eben dem Namen Topologie als eigenständiges Teilgebiet der Mathematik etabliert und von stark zunehmendem disziplinärem Einfluss. Der grundsätzliche Ansatz dieses Forschungsgebietes und einige seiner Stationen kreuzen sich mit der Denkbewegung Deleuzes: Ausgehend vom Scheitern der Repräsentation entwickelt Deleuze die Figur eines »anderen Raumes«, der von ihm etwa als *fond*, Grund betitelt wird (Vgl. insb. DiF, passim), der sich auf der Folie der Topologie als eine Verschiebung ausdrücken lässt. Danach wäre *Differenz und Wiederholung* unter anderem der Versuch, den Begriff der Differenz hinsichtlich einer veränderten Topologie des Raumes zu figurieren. Man entkommt damit einerseits dem Vorwurf einer kurzschlüssigen Reontologisierung, andererseits ist mit dem Umbau des Bezugsraumes auf eine Bewegung abgehoben, die sich nicht explizit »für« oder »gegen« die Repräsentation aussprechen muss. Auf der Grundlage einer *Topologie der Differenz* lässt sich unter Umgehung einschlägiger Konfrontationslinien sagen, dass der Repräsentationsbegriff eine »statische« Topologie des zugrundeliegenden Raumes einsetzt, innerhalb derer die Differenz in das Quadrupel von Identität, Differenz, Übergang und Unterbrechung eingebunden ist. Eine andere »dynamische« Topologie, stellt Differenz, Wiederholung und Werden in einen konstitutiven Zusammenhang. Die Kritik der »Welt der Repräsentation« – ein Grundzug von *Differenz und Wiederholung* – schärft sich an der Möglichkeit einer Kombinatorik gänzlich differenter (Ausdrucks)Räume. Damit ist die scheinbare Unhintergebarkeit des Repräsentationsraums obsolet oder sogar als Strategie der Durchsetzung spezifischer Erkenntnismuster, spezifischer Topologien entlarvt. Der Rückgriff auf die mathematische Topologie legt dagegen die prinzipielle Mannigfaltigkeit in der Produktion von Räumen frei.

72 Der Denkvorschlag, die Topologie für die eigenen Ausdrucksmittel zu nutzen, und zwar jenseits der Ableitung auf *Topos* gilt natürlich auch für die Pädagogik. Bisherige pädagogische Versuche sich der Topologie als Denkmittel zu bedienen (vgl. insb. Wigger/Meder 2002; Becker/Bilstein/Liebau 1997) schließen an die Ortsmetapher an und grenzen sich gleichzeitig explizit von der mathematischen Vorgehensweise ab. »Ein Ort ist keine mathematische Größe, ein Ort entstammt im weitesten Sinne der Metaphorik des Sozialen. An einem Ort trifft man sich, er kann geheim sein, mitunter auch still. Topisch gewendet: Menschen treffen sich an einem Ort, und der ist in der Sprache verortet. Topoi sind Orte, an denen man sich streitet, verhandelt, argumentiert, Gemeinsames hat, mitunter Fragen und Probleme, und sich unterscheidet. Pädagogisches Wissen ist möglicherweise mit der Vorstellung topischen Wissens und mit sprachlichen Orten verwoben.« (Dörpinghaus 2002: 13-14)

»Das Wort Topologie leitet sich von dem griechischen Wort *τοπος* ab, welches Stelle, Ort oder Raum bedeutet. Die Topologie ist demgemäß Wissenschaft vom Raum, sie analysiert den Raumbegriff und untersucht die Eigenschaften allgemeiner Räume. Sie ist also ein Teilgebiet der Geometrie. Dem steht nicht entgegen, dass sie zu den anderen großen Teilgebieten der Mathematik, der Analysis und der Algebra, in enger und fruchtbarer Beziehung steht. Sie liefert der Analysis die geometrischen Grundlagen; sie empfängt andererseits von der Analysis wesentliche Impulse (Algebraische Funktionen, Algebraische Geometrie) und entwickelt sich in gewissen Gebieten gemeinsam mit der Analysis weiter (Funktionalanalysis). Der Algebra als der fundamentalen Grund- und Hilfsdisziplin der Mathematik entnimmt sie wesentliche Hilfsmittel (Lineare Algebra, Gruppen und Modultheorie) und führt ihr ihrerseits wichtige neue Ergebnisse zu (Homologische Algebra). Das eigentliche Ziel der Topologie ist jedoch stets die Gewinnung geometrischer Erkenntnisse.

Der Raumbegriff, der dieser Geometrie zugrunde liegt, wird in der Topologie so allgemein wie möglich gefasst, er soll möglichst alles umfassen, was im weitesten Sinne des Wortes den Namen Raum verdient. Dazu gehören außer dem fundamentalen Grundmodell, dem gewöhnlichen euklidischen Raum $\mathbf{R}^3$ und dem n -dimensionalen $\mathbf{R}^n$ mit $n = 1, 2, 3, \dots$ und allen Teilmengen des $\mathbf{R}^n$ auch der unendlich-dimensionale Hilbertsche Raum H , die nichteuklidischen Räume und die Räume der Riemannschen Geometrie, aber auch allgemeinere Bildungen, wie z.B. die 4-dimensionale Menge der Geraden im $\mathbf{R}^3$, die Menge der Quadriken im $\mathbf{R}^n$, die Phasenräume der Physik, Matrizen- und Funktionenräume und sehr viel allgemeinere hier noch nicht zu beschreibende Räume. Natürlich handelt es sich nicht um die besonderen Eigenschaften des einen oder des anderen dieser Beispiele, sondern um die allen diesen Räumen gemeinsamen charakteristischen Eigenschaften. Indem die Topologie so eine möglichst tief eindringende Analyse des Raumbegriffes erstrebt, hat sie nicht nur mathematischen, sondern besonders in den grundlegenden Teilen, auch philosophisch-erkenntnistheoretischen Charakter. Während eine viel diskutierte klassische philosophische Lehre [*gemeint ist die Kants; W. F.*] behauptet, dass die Euklidische Geometrie des $\mathbf{R}^3$ die denknotwendige Form menschlicher Raumanschauung sei, zeigen die ersten Kapitel der folgenden Darstellung, wie weit die neuere Forschung sich von diesem Standpunkt entfernt.« (Franz 1973: 7-8)

Im Mittelpunkt der Topologie steht eine Verallgemeinerung des Raumbegriffes. Dabei wird jenem philosophischen Denken eine Reflexionsinstanz angeboten, das fraglos vom dreidimensionalen euklidischen Raum ausgeht, wenn etwa das menschliche Vorstellungsvermögen transzendental verräumlicht wird. Es geht dabei nicht um die erkenntnistheoretische Frage nach der notwendigen (anthropologischen) Räumlichkeit des Vorstellens überhaupt, sondern um die weitergehende Frage, welche Eigenschaften solche Räume haben können. Die Frage nach der Beschaffenheit des Raumes wird dabei vom subjektiven Vorstellungsvermögen gelöst und Gegenstand gesonderter Untersuchungen – topologischer Untersuchungen. Dabei besteht ein Grundzug topologischer Untersuchungen darin, Gemeinsamkeiten zwischen unterschiedlichen Zuschnitten, Metriken von Räumen zu finden. Dieser Zugriff wird in der vorliegenden Untersuchung insoweit

gegen den Strich gelesen, als der topologische Zugriff genutzt wird um (operative) Unterschiede über unterschiedliche Räume hinweg zu markieren.

Ausgangspunkt für eine operative Fassung des Raumes war die Untersuchung räumlicher Figuren. In der geometrischen Forschung wurde fraglich, ob die untersuchten räumlichen Gegenstände ihre Eigenschaften unabhängig vom zugrunde liegenden Raum bewahren oder ob die Räumlichkeit nicht einfach »eigenschaftslos« ist, sondern über spezifische Qualitäten verfügt. So trat etwa im Zusammenhang mit dem Begriff der Unendlichkeit die Frage auf, wie sich die in der Endlichkeit vorgestellten Figuren jenseits der Grenze des Endlichen verhalten. Beispielsweise ob zwei im Anschauungsraum gegebene parallele Geraden auch im Unendlichen keinen Berührungspunkt aufweisen (vgl. dazu etwa Taschner 2006: 75-110). Dieser Trend wurde beschleunigt, als man zu einer axiomatischen, nicht intuitiven, sondern formalen Beschreibung des Raumes gelangte, um die Gültigkeit der mathematischen Theorie jenseits der Anschauung zu sichern. Im Formalismus war die Möglichkeit gegeben, Räume ohne Rücksicht auf Fragen der gewohnheitsmäßigen anschaulichen Repräsentation zu denken.⁷³ Zwar war der *Grundlagenstreit* nicht die historische Entstehungsstätte der Topologie (sondern eher die Knotentheorie, vgl. Epple 1999), das Projekt der Formalisierung der Geometrie – exponiert herausgestellt in Hilberts *Grundlagen der Geometrie* – hat aber wesentlich zur Erfolgsgeschichte der Topologie beigetragen. Etwas unvorsichtig ließe sich formulieren, dass das, was innerhalb des erkenntnistheoretischen Diskurses als Krise der Repräsentation thematisiert wurde, als Erfahrung der Erosion der zugrunde liegenden Verbindlichkeit (cartesischer) Anschauungsräume, im Diskurs der formalen Mathematik als Entdeckung neuer Räume gefeiert wird – insbesondere von Geometrien, die nicht mit dem herkömmlichen und verbreiteten Verständnis cartesianischer dreidimensionaler Räume kompatibel sind. Mit einer hinreichend allgemeinen Beschreibung des Raumes wird nicht nur eine kompakte treffliche Charakterisierung der Grundeigenschaften spezifischer Räume erreicht, es können nun auch jenseits des räumlichen Anschauungsvermögens Variationen von Räumen entworfen werden. Die Topologie ist also nicht mit einer Topographie zu verwechseln, die ein hinreichend präzises Vokabular zur Erfassung bestimmter Räume entwickelt, sondern sie tritt einen Schritt zurück und ließe sich mit Tholen (2000) als die Frage nach dem *Ort des Raumes*, nach seiner Produktion fassen.⁷⁴

73 Die Reichweite der Formalisierung des Raumbegriffs übersteigt das Ansinnen der Entwicklung einer präzisen formalen Wissenschaftssprache bei Weitem. Dies lässt sich etwa an der Theorie des Cyberspace nachweisen.

74 Die Entwicklung der Topologie muss nicht einer Logik der Entdeckung folgen, und es ist vielleicht eher eine didaktische Konzession, dass die Frage nach dem Ort des Raumes am Ende des kurzen geometrischen Abrisses steht. Ausgesprochen instruktiv – und viel zu wenig beachtet – sind die Ausführungen von Serres, der den euklidischen Raum gegen die übliche Lesart als Verfallsdatum darstellt und von einer noch vorgängigen »wilden Topologie« spricht. Die Topologie ist die Wiederentde-

Der Ort des Raumes wird topologisch in einer axiomatischen »Erzeugungsvorschrift« gefasst, die Auskunft darüber gibt, *wie* sich Objekte zueinander konstituieren. Je nach Gestalt der Verhältniskonstitution verteilen sich die Gegenstände mit dem Raum. Mit dem »Wie« der Verteilungen werden auch Eigenschaften der Dinge festgelegt, die sich erst im Zusammenhang mit anderen ergeben. Damit kommt der Topologie eine »konnektive« Aussagekraft zu: aus ihr lassen sich Aussagen über Eigenschaften der in ihr verteilten Dinge ableiten, sofern sich die Eigenschaften aus dem Zusammenhang mit anderen Dingen ergeben.

Das Anliegen einer mathematischen Topologie kann damit in Bezug auf »mehrwertige« Objekte noch weiter gefasst werden: Wie lassen sich Eigenschaften, die man an mathematischen Objekten untersucht, wie etwa Abbildungen, schon aus einer topologischen Beschreibung des Raumes gewinnen. Genauer steht die Frage im Mittelpunkt, ob die Erzeugungsmerkmale des Raumes bestimmte Eigenschaften der in ihm befindlichen mathematischen Objekte, insbesondere Funktionen, Abbildungen (Repräsentationen), festsetzen. Insoweit ist die »fruchtbare Beziehung«, von der Franz spricht, wenn er Topologie und Analysis ins Verhältnis setzt, von weit tiefergründigerem Charakter als etwa eine äußerliche

ckung der wimmelnden Vielfalt unterschiedlicher Räume. »Dann und nur dann wird die Geometrie geboren, und der Mythos verstummt. Dann breiten sich Logos und Verhältnis als Ketten und Netze in dem glatten Verkehrsraum aus, der ganz allein den Diskurs durch den *Parcours* ersetzt. Das Verbunden-Homogene löscht die Katastrophen aus, und die kongruente Identität vergisst die schwierigen Homöomorphismen. Die Vernunft hat, wie man sagt, über den Mythos triumphiert; nein der euklidische Raum hat eine wilde Topologie *verdrängt*; freie Fortbewegung und ungehinderter Verkehr haben plötzlich die Stelle des *Parcours* eingenommen, des alten *Parcours* von den Inseln zu den Katastrophen, von den Übergängen zur Spalte, von der Brücke zu den Brunnen und von der Station zum Labyrinth. Der Mythos in seiner ursprünglichen Funktion ist ausgelöscht, und der neue Raum ist universell wie die Vernunft oder die *ratio*, die er trägt, denn es kommt dort nicht mehr zu Zusammenstößen. [...] Die Erde ist vermessen, Geometrie, durch das rechte Maß, den König. Die Vielfalt, die gefährliche Herde der chaotischen Morphologien ist unterworfen. So schreibt der Staatsmann. Daher die beiden großen Rückwendungen des neunzehnten Jahrhunderts. Unter der scheinbaren Einheitlichkeit des euklidischen Raumes stößt die Mathematik bei ihrer Rückkehr zu den Quellen wieder auf die wimmelnde Vielfalt der verschiedenen originären Räume. Und die Topologie als Wissenschaft wird geboren. Seitdem hat es kein Ende mit den Räumen, und wir werden nie an ein Ende mit ihnen gelangen.« (Serres 1993: 220-221) Vgl. insbesondere mit Blick auf eine gewisse Ent-/maßung auch: »Der euklidische Raum ist tatsächlich der Raum der Feldmesser, der Architekten und Bauleute. Die Geometrie der Beherrschung von Stadt und Land durch die Metrik. Aus diesem gleichsam empirischen Strang lösten sich später dann Räume, die man seit Leibniz qualitativ nennen konnte, das heißt, sie waren frei von Größen, wie sie Maße, Verhältnisse, Proportionen, Aufteilungen und Verschiebungen induzierten. [...] Damit war der Anfang gesetzt für die Topologie und ihre reiche Entfaltung chaotischer, dichter kompakter, konnexer Räume wie auch für die Feinanalysen des Kontinuums, der Umgebungen, der Intervalle, der Grenzen, des Offenen und Geschlossenen, der Orientierung und der bruchlosen Transformation.« (Serres 1997: 87-88)

Korrespondenz zweier Teilgebiete der Mathematik. Die Frage nach den Eigenschaften von Abbildungen, wie etwa Stetigkeit, in Abhängigkeit von den ihnen zugrunde liegenden Räumen war und ist unmittelbar Anlass zur Entwicklung der Topologie. Riemann, einer der Begründer der Topologie, bemerkt in diesem Zusammenhang: »Bei der Untersuchung der Funktionen, welche aus der Integration vollständiger Differenzialien entstehen, sind einige der analysis situs angehörigen Sätze fast unentbehrlich. Mit diesem von Leibniz, wenn auch vielleicht nicht ganz in derselben Bedeutung, gebrauchten Namen darf wohl ein Teil der Lehre von den stetigen Größen bezeichnet werden, welcher die Größen nicht als unabhängig von der Lage existierend und durcheinander messbar betrachtet, sondern von den Maßverhältnissen ganz absehend, nur ihre Orts- und Gebietsverhältnisse der Untersuchung unterwirft.« (zit.n. Bourbaki 1971: 165) Man nimmt weiter Abstand von der Konkretion des Einzeldings, der individuierten Bewegung und sucht nach allgemeinen Konstituenten des Raumes, die bestimmte allgemeine Beschaffenheiten vorweg nehmen.

Inzwischen hat sich die Topologie weit von ihren historischen Vorläufern, wie etwa der *analysis situs* entfernt und geht von einer verblüffend kompakten Definition aus:

»Definition: Ein topologischer Raum ist ein Paar $(X, \mathcal{O})$, bestehend aus einer Menge X und einer Menge von Teilmengen (genannt »offene Mengen«) von X , derart dass gilt:

Axiom 1: Beliebige Vereinigungen von offenen Mengen sind offen.

Axiom 2: Der Durchschnitt von je zwei offenen Mengen ist wieder offen.

Axiom 3: $\emptyset$ und X sind offen. [$\emptyset$ = leere Menge; $W. F.$]

(Jänich 1987: 6)

Die Topologie macht bei der Beschreibung des Raumes ein »Immanenzprinzip« geltend: Der Raum wird durch eine spezifische Eigenschaft beschrieben – die Offenheit – und es wird zusätzlich angenommen, dass sich diese Eigenschaft durch die gesamte Kombinatorik der Teilmengen hindurch erhält. Damit werden Mehrfachnennungen von Kenngrößen bzw. von Leitunterscheidungen ausgesetzt, die üblicherweise zur Fassung des Raumes herangezogen wurden. Wie etwa innen/außen; immanent/transzendent; groß/klein; nah/fern. Statt von einer Grenze oder einem Raum von unendlicher Ausdehnung auszugehen, wird der Bezugsraum selbst mit einer Grundeigenschaft gekennzeichnet (Axiom 3: X ist offen) ebenso wie der unendlich kleine Raum, bzw. das Kollabieren des Raumes (Axiom 3: $\emptyset$ ist offen). Die Verkettung bzw. Addition von Objekten bzw. Teilräumen wird nicht mehr hinsichtlich ihrer relativen Größe beschrieben, sondern ebenfalls mit dem Umstand, dass Eigenschaft bei beliebigen Vereinigungen erhalten bleibt (Axiom 1). Genauso wird die Beziehung von Gemeinsamkeiten unter dem Aspekt der Zugehörigkeit nicht mehr auf der Folie der Unterscheidung Teil/Ganzes beschrieben, sondern wiederum mit der Eigenschaftserhaltung (Axiom 3).

Der Raum wird also in letzter Konsequenz dadurch charakterisiert, dass die Zentraleigenschaft – hier Offenheit (man kann eine Topologie auch mit der Eigenschaft »Geschlossenheit« definieren) – durch alle Spezifikationen und Kombinationen die Zugehörigkeit zu einem Raum und damit den Raum selbst definiert. Der Raum bekommt dadurch eine »Eigenschaft«, allerdings nicht abstrakt figürlich, wie etwa die Angabe, ein Raum sei gekrümmt oder unendlich, sondern an den Verhältnissen der Gegenstände zueinander – an deren Rekombinationen – ablesbar. Es wird von der Vorstellung eines kontinuierlichen und sinnlich erfahrbaren, aber eigenschaftslosen Raumes insoweit abstrahiert, als jetzt bestimmte Eigenschaften des Raumes ausgemacht werden, die nicht a priori vorgängig die leere Bühne für hinzutretende Gegenstände darstellen. Über die Zugehörigkeit zum Raum wird nicht über ein »innen« und »außen«, sondern durch die Zutreffendheit jenes Charakteristikums entschieden.

2.2.4. Jenseits der Repräsentation? Repräsentation als spezifische Topologie

Die Abstraktion vom klassischen Raumverständnis ist, wie schon Franz darstellt, bei Weitem nicht als eine rein geometrische Übung zu verstehen, sondern ist von mindestens ebenso hoher Relevanz für andere innermathematische Gebiete, insbesondere für die Analysis. In der Analysis sind die Verhältnisse »zwischen« Punkten von Interesse, insbesondere das Änderungsverhalten von Abbildungsvorschriften (Funktionen). Daraus ergibt sich ein Verweis auf die erkenntnistheoretische Fassung des Repräsentationsproblems. Die »Abbildungsvorschriften« bezeichnen in erster Näherung die Form der Beziehung, in der Urbild und Abbild zueinander stehen. Die Funktion bezieht eine Bildmenge auf eine Urbildmenge. Bei der Untersuchung der Veränderlichkeit dieser Funktionen wird deutlich, dass das Verhalten der Funktion nicht nur immanent zu bestimmen ist, sondern dass es auch in einem hohen Maße von dem zugrunde liegenden Raum abhängt. Mit anderen Worten, lassen sich die Bilder von den Urbildern und insbesondere deren Struktur nicht allein durch die Bauweise der Funktions- oder Abbildungsvorschrift beschreiben, sondern auch durch bestimmte Eigenschaften der ihr zugrunde liegenden Topologie – also bestimmte Raumeigenschaften.

Dies in sinnfälliger Parallelstellung zur Einsicht, dass sich das Zeitalter der Repräsentation insbesondere über eine spezifische Grundstruktur des Anschauungsraumes herstellt, nämlich das Quadrupel Identität, Differenz, Unterbrechung und Übergang. Die Vermutung, die sich hier verdichtet, ist, dass die Form der Repräsentation eine spezifische Topologie der Differenz zur Voraussetzung hat, die im Folgenden nach dem Vorbild der mathematischen Topologie definiert sei.⁷⁵

75 Insoweit sieht sich die Arbeit einem gewissen Gebrauch des Begriffes »Topologie« in den Sozialwissenschaften verpflichtet, wie er etwa von Boeder umrissen wird: »Die zunächst geschichtlichen Prinzipien der anfangenden Vernunft oder des »an-

Es sei eine repräsentative Topologie definiert, innerhalb derer die folgende Eigenschaft durchgängig gilt:

Eine *repräsentative Topologie* X sei ein Raum, in dem sich alle in ihm möglichen Gegenstände mittels des Rekombinationsvermögens von Identität und Differenz darstellen lassen. Wobei folgende Zuordnung Φ durchgängig erhalten bleibt: der Identität ist der Zusammenhang und der Differenz die Unterbrechung zugeordnet.

Axiom 1: Für beliebige Zusammenschlüsse aus Gegenständen gilt Φ .

Axiom 2: Für beliebige Teilungen von Gegenständen gilt Φ .

Axiom 3: Für den Gesamttraum und das Nichts gilt Φ .

Die Grundeigenschaft der exklusiven Zuordnung der Unterbrechung zur Differenz und des Zusammenhangs zur Identität entwickelt ihr Spiel in mehrfacher Hinsicht. Dinge, Gegenstände können mittels einer Differenz unterschieden werden. Ein Ding unterscheidet sich genau dann vom anderen, wenn zwischen ihnen

fänglichen« Denkens im metaphysischen Wissen aufzusuchen – das ist die Aufgabe einer »Topologie«; sie ist die Erörterung der sich nicht mehr bewegenden Metaphysik.« (Boeder 1980: 49) Allerdings sollen die folgenden Ausführungen diesem im mathematischen Sinne vagen Gebrauch des Begriffes Topologie etwas mehr von seiner mathematischen Prägung zurückgeben – ohne jenen selbst zu mathematisieren. In gewisser Weise kommt durch dieses Vorgehen eine Forderung Badiou's zum Ausdruck, der Philosophie durch ihre Reformulierung mit der Mathematik – so wie es Lacan vermittels der Topologie gemacht habe (vgl. Badiou 1988: 8ff.) – ein Stück weit ihr Ansinnen zurückzugeben; Philosopheme hätten »Matheme« zu werden (ebd.: 141ff.). »Die Ausgangsthese meines Unternehmens, mit der ich die Verschachtelung der Periodisierungen neu anordne und die Bedeutung jeder einzelnen hervorheben möchte, ist die folgende: die Wissenschaft vom Sein-als-Sein [*l'être-en-tant-qu'être*] existiert seit den Griechen, denn hier wird der Status und die Bedeutung der Mathematik begründet. Doch wir besitzen erst heute die Mittel, um dies zu wissen [u.a. *erst heute haben wir die mathematischen Mittel zur Reformulierung an der Hand, W. F.*]. Aus dieser These folgt, dass die Philosophie die Ontologie – welche als exakte und eigenständige Disziplin existiert – nicht zum Zentrum hat, sondern dass sie zwischen der Ontologie, den modernen Subjekttheorien und ihrer eigenen Geschichte zirkuliert. Der zeitgenössische Komplex der Bedingungen der Philosophie umfasst in der Tat alles, worauf sich meine drei ersten Aussagen beziehen: die Geschichte des »okzidental« Denkens, die postcantorsche Mathematik, die Psychoanalyse, die moderne Kunst und die Politik. Die Philosophie fällt weder mit einer dieser Bedingungen zusammen, noch schafft sie deren Ganzes. Sie muss allein einen begrifflichen Rahmen ausarbeiten, in dem die *zeitgenössische Kompossibilität* [*Herv. W. F.*] dieser Elemente denkbar wird. Das kann sie nur – denn dies enthebt sie jeder grundlegenden Zielsetzung, in der sie sich verlieren würde –, indem sie unter ihren eigenen Bedingungen, als besondere diskursive Situation, in der Form der reinen Mathematik auf die Ontologie selbst verweist. Erst dadurch wird die Philosophie im eigentlichen Sinne befreit und am Ende dem Reich der Wahrheiten zugeordnet.« (zitiert nach der dt. Übersetzung [2005]: 17)

eine Unterbrechung vorgenommen wird.⁷⁶ Axiom 1 bringt entsprechend zum Ausdruck, dass umgekehrt zwei Dinge genau dann als vereint anzusehen sind, wenn gilt, dass keine vormals trennenden Unterscheidungen (»innerlich«) noch operativ wirksam sind. Axiom 2 besagt, dass die Einführung einer Unterbrechung einen gegebenen Zusammenhang eindeutig auflöst. Die vermittels der eingeführten Unterbrechung entstandenen Entitäten stellen je für sich Zusammenhänge dar – und können somit als Entitäten bezeichnet werden. Und Axiom 3 benennt der Vollständigkeit halber, dass die Topologie auch für die kleinsten und größten Gegenstände ihre Gültigkeit behält.

Mit dieser Topologie ist die Basis eines Repräsentationsraums umschrieben. Es ist mit der topologischen Grundeigenschaft, der Zuordnung von Trennung und Zusammenhang, vor allem die Möglichkeit der Konstruktion eines Idealtypus der Repräsentation gegeben. Letzterer besteht darin, dass einem Repräsentanten (ein)eindeutig ein besonderes Repräsentiertes zugeordnet wird. Oder in der Logik einer Differenz formuliert: Die Konstruktion beruht auf der Möglichkeit der Unterscheidung zwischen Repräsentant und Repräsentiertem. Die von der Differenz gesetzte Unterbrechung ergibt die Möglichkeit Repräsentant und Repräsentation zu unterscheiden. Aber die Differenz muss nicht nur eine Scheidelinie zwischen Repräsentant und Repräsentiertem etablieren – einen im genauen Sinn »signifikanten Bruch« – und aufrecht erhalten, auch zwischen unterschiedlichen Repräsentanten und Repräsentiertem muss die Differenz die Brüche zwischen Zusammenhängen einer je spezifischen Extension eindeutig herstellen. Nur unter der Voraussetzung der durchgängigen Gegebenheit dieser Eigenschaft lässt sich mathematisch die Relation von der Abbildungsvorschrift als Funktion unterscheiden. Dann lässt sich auch eine Unterscheidung zwischen einer Repräsentation und einem Trugbild angeben. Letzteres stellt sich im Falle einer fehlenden Eineindeutigkeit (meint beiderseitige Eindeutigkeit) der Zuordnung ein. Die Repräsentation als Abbildungsvorschrift, als Funktion wird zur Relation, wenn die Beziehungen nicht mehr eindeutig sind. Wenn Repräsentanten doppelt auftreten und nicht mehr entscheidbar ist, auf welchen Relationen die Repräsentation beruht, wenn auf Seiten des Repräsentierten oder der Repräsentanten nicht mehr eindeutig vermittels der Differenz unterschieden werden kann, beziehungsweise wenn die Differenz ihre trennende Eigenschaft verliert – wenn Doppelgänger die Bühne betreten, zerfällt die eineindeutige Unterscheidung zwischen Trugbild und Abbild und damit auch die Repräsentation.

Der Ausschluss des Trugbildes erklärt sich an dieser Stelle aus der Bedrohung der topologischen Ordnung. Trugbilder stellen Doppelungen her, sie setzen die trennende Eigenschaft der Differenz aus. Das Trugbild muss also nicht ausgeschlossen werden, um die an einzelnen Stellen vorkommenden Sinnestäu-

76 Zu dem immanenten Zusammenhang von der Trennungszuweisung, dem Aufgetrennt-Sein und der Etablierung einer Bildlichkeit (vgl. auch Nancy 2006, insb.: 10ff).

schaften auszuschließen. Es geht um die systematische Bedrohung der Topologie.⁷⁷ Denn Letztere wird in Frage gestellt, wenn die durchgängige Eigenschaft der Differenz – nämlich die Unterbrechung – ihrer einschlägigen Wirkkraft beraubt wird, weil zwei unterschiedene Entitäten von der Abbildung in einen Zusammenhang gebracht werden; kurz: unter demselben Repräsentanten firmieren. Das Ordnungsgefüge der Repräsentation wäre gefährdet, weil die Illusion der diskreten Zuordnungsmöglichkeit ihre transzendente Architektur darstellt. Bedroht wäre vor allem die Eigenschaft bruchloser und vor allem ordnungsstiftender Zusammenhänge. Die Ablösung des Zeitalters der Ähnlichkeit gründete schließlich in einer Auflösung von assoziativen Übergängen in getrennt zu beschreibende, isolierbare (und äußerlich wiederholbare) Zusammenhänge.

Darin dürfte ein Grund für die Überzeichnung der Zusammenhangseigenschaft in den Identitätsphilosophien zu suchen sein. Darüber hinaus kommt im dritten Axiom, das letztlich die Geltungreichweite des Raumes festigt, eine implizite Vorherrschaft der Zusammenhangseigenschaft zum Ausdruck. An diesem Punkt lässt sich erkennen, wie tief das Bündnis einer Präferenz für den Darstellungstypen der Repräsentation und für spezifische Geltungsansprüche reicht. Denn durch die Verschwisterung der Philosophie mit einem Begriff von Allgemeinheit, insbesondere Allgemeinverbindlichkeit, ergibt sich eine Präferenz für die Eigenschaft des Zusammenhanges und damit auch für den Begriff der Identität, der durch diese Eigenschaften definiert wurde. Die Betonung des Zusammenhanges, des Umfassenden, des Verbindlichen sichert der Philosophie ihren Status (häufig durch moralische Zusatzkodierungen)⁷⁸. Das Bündnis des Zusam-

77 Es könnte an dieser Stelle untersucht werden, inwieweit das Trugbild ein *supplement* im Sinne Derridas darstellt. Genau dann nämlich, wenn die Abbildungsvorschrift zumindest eine virtuelle Geschlossenheit aufweisen müsste, weil es nicht zulässig wäre, dass der Funktionsgraph in der Unendlichkeit entschwindet und je nach gegebenen Dimensionen n mindestens n offene Undarstellbarkeiten in die Darstellung einführt, müssten die Enden des Graphen zusammengeführt werden. An diesen Zusammenführungspunkten, die einerseits notwendig für die Aufrechterhaltung einer virtuell geschlossenen Repräsentation wären, entstünden ebenso notwendig Doppelzuweisungen, die in der vorliegenden Lesart nichts anderes als Trugbilder wären. Demnach wären die Trugbilder zum Abschluss eines Repräsentationsbildes notwendig und müssten gleichzeitig ausgeschlossen werden.

78 »Freilich geht der Philosoph als unparteiischer vor: Was er als allgemein anerkannt setzt, ist nur die Bedeutung von Denken, Sein, Ich, d.h. nicht ein Dies, sondern die Form der Repräsentation oder der Rekognition überhaupt. Doch enthält diese Form der Materie, allerdings eine reine Materie, ein Element. Dieses Element besteht nur in der Setzung des Denkens als natürlicher Ausübung eines Vermögens unter Voraussetzung eines naturwüchsigen Denkens, das zum Wahren fähig und geneigt ist, und zwar unter dem doppelten Aspekt eines *guten Willens des Denkenden* und einer *rechten Natur des Denkens*. Denn jedermann denkt von Natur aus, und jedermann sollte doch wissen, was Denken bedeutet. Die allgemeinste Form der Repräsentation liegt also im Element eines Gemeinsinns als rechter Natur und guten Willens (Eudoxus und Orthodoxie).« (DW: 171)

menhanges mit der Allgemeinheit, das im Einsatz des Begriffs der Identität zum Ausdruck kommt, wird so zum Konstituens und Agens repräsentativen Denkens und zum Ausgangspunkt der Repräsentationskritik von Deleuze (vgl. zum Folgenden DW: 15-37). Zwar ginge es nicht darum, der Identität Alleinherrschaft im Sinne einer vollständigen Verdrängung der Differenz zuzusichern. Allerdings müsse die Differenz »unterdrückt«, der Identität dienlich sein; in den Worten einer Topologie der Differenz muss sie sich in das Schema der repräsentativen Topologie einfügen. Bei dieser »Überhöhung« der Identität ginge es also um die Einführung einer Asymmetrie in die Unterscheidung von Identität und Differenz oder um die Ausrichtung der Topologie auf den Begriff der Identität.

Innerhalb dieses Denkmodus tritt die Differenz in den Hintergrund, auch wenn ihre Funktion der Trennung wesentlich für den Bestand der Topologie der Repräsentation ist. Sie sei auf die Funktion des Teilens der Einheiten beschränkt, die Funktion der Differenz sei »negativ«.⁷⁹ Innerhalb eines Repräsentationsraumes werden die Unterschiede der repräsentierten Gegenstände und ihrer jeweiligen Repräsentanten jeweils auf eine Form von Zusammenhang hin zugeschnitten. »Als ›ratio‹ besitzt das Element der Repräsentation vier Hauptaspekte: die Identität in der Form des *unbestimmten* Begriffs, die Analogie im Verhältnis zwischen letzten bestimmbarren Begriffen, den Gegensatz im Verhältnis der Bestimmungen im Inneren des Begriffs, die Ähnlichkeit im bestimmten Objekt des Begriffs selbst.« (DW: 51) Es würden Fluchtpunkte erstellt, Zusammenhänge entworfen, aus denen sich die Zielvorgaben für die einzurichtenden Unterbrechungen ergeben. Die Aufteilung, die Distribution im Repräsentationsraum, laufe jeweils auf einen Zusammenhang zu (einen Punkt!). Die Differenz diene der Identität als reflexiver Begriff. Das finde seinen direktesten Niederschlag in der Form der Identität als unbestimmtem Begriff. Zielvorgabe sei der unbestimmte Begriff »an sich«, der so etwas wie einen punktuellen Zusammenhang mit definiten Grenzen darstelle. Jegliche Darstellung mit einer spezifischen Geltung müsse auf eine solche Konstruktion zulaufen. Sie dürfe sich nicht verflüchtigen und allzu große Unschärfen aufweisen – sie müsse sich auf den Begriff bringen lassen. Das gibt den Rahmen der repräsentativen Topologie vor, der im Wesentlichen durch das Zusammenspiel von Identität und Differenz gegeben ist. Im direkten Fokus des Fluchtpunktes ist die Differenz innerhalb des gestifteten Zusammenhanges unendlich klein. Dieser gestiftete Zusammenhang werde innerhalb der repräsentativen Matrix »ausgedehnt«. Die Differenz komme dabei nicht als Positivum zur Geltung – tritt also nicht selbst in Erscheinung –, sondern das Repräsentationsverhältnis

79 Deleuze und Guattari lesen dieses Denken sehr anschaulich als »Wurzeldenken«: »Aus eins wird zwei: jedes Mal, wenn wir dieser Formel begegnen, ob sie nun von Mao strategisch ausgesprochen oder ob sie so ›dialektisch‹ wie möglich verstanden wird, haben wir es mit dem reflektiertesten und klassischsten, mit dem ältesten und am meisten ausgelaugten Denken zu tun.« (MiPl: 14)

werde durch die Analogie im Urteil auf der Seite der Repräsentanten sowie durch die Ähnlichkeit in der Wahrnehmung auf Seiten der Repräsentierten geweitet.

So wird der Gewichtung in der repräsentativen Topologie Rechnung getragen Differenzen auf ihre Fluchtpunkte hin zu betrachten (und nicht auf Fluchtlinien). Durch die Zuweisung der »repräsentativen Theologie« (DW: 333) werden die Unterschiede/Differenzen auf der Seite der Repräsentanten der Analogie im Urteil zugewiesen und die Abweichungen/Differenzen in den Repräsentierten der Ähnlichkeit in der Wahrnehmung. Die Differenz werde entlang der Analogie und der Ähnlichkeit zunehmend größer, bis sie auf ihre größte noch repräsentierbare Form stoße: den Gegensatz. Es bleibt zwar die Voraussetzung für das Gesamtbild (!) bestehen, das Zusammenspiel von Identität *und* Differenz, insbesondere die jeweiligen Exklusivzuweisungen von Zusammenhang und Unterbrechung, die Erscheinungsweisen in der Topologie sind allerdings nur in zusammenhängenden Figuren gegeben. Die immer kleiner werdende Differenz werde durch den Zusammenhang (Grenzwert) aufgesogen und auf Null gesetzt; die immer größer werdende Differenz verschwinde hinter dem Gegensatz.⁸⁰

Eingespannt in diesem Bild bleibe die Differenz in den Grenzen der Endlichkeit denkbar. Am Ende dieser Einrichtung, dieser, wie Deleuze immer wieder betont, dialektischen Einrichtung, steht die Vermittlung der Differenz. »Man wird von einer »vermittelten« Differenz sprechen, insofern es gelingt, sie der vierfachen Wurzel der Identität und des Gegensatzes, der Analogie und der Ähnlichkeit zu unterwerfen.« (DW: 51)⁸¹ Die Differenz ist auf die Fluchtpunkte hin vermittelt, insoweit sich die Sachverhalte wesentlich in ihren Zusammenhängen dar-

80 Deleuze exemplifiziert das Problem des Größten und des Kleinsten unter anderem an Aristoteles' Unterscheidung von Art und Gattung. Die maximale Differenz sei die Kontrarität in der Gattung, diese kommen aber nur durch die Artdifferenzen (auf eine Gattung hin) zum Ausdruck; jenseits und diesseits davon strebe die Differenz zur bloßen Andersheit zurück und verliere dabei mehr oder weniger ihren eigenen Ausdruck. Die gattungsimmanente Differenzierung entspreche dagegen in typischer Weise der Repräsentation. »Dagegen scheint es tatsächlich, als entspreche die Artdifferenz allen Erfordernissen eines harmonischen Begriffs oder einer organischen Repräsentation. Sie ist rein, weil formal; innerlich, da sie im Wesen wirkt. Sie ist qualitativ; und in dem Maße, wie die Gattung das Wesen bezeichnet, ist die Differenz sogar eine ganz spezielle Qualität, »dem Wesen gemäß«, eine Qualität des Wesens selbst. Sie ist synthetisch, weil die Spezifikation eine Zusammensetzung ist, und die Differenz tritt aktualiter zu Gattung hinzu, die sie nur potentialiter enthält. Sie ist vermittelt, sie ist selbst Vermittlung, Mittelbegriff schlechthin. Sie ist produktiv, denn die Gattung teilt sich nicht in Differenzen auf, sondern wird durch Differenzen aufgeteilt, die in ihr die entsprechenden Arten hervorbringen.« (DW: 53)

81 Umgekehrt – und darin fast die Dialektik einholend – ist dialektische Entstellung der Differenz auch eine Verfallsgeschichte der Dialektik: »So beginnt die lange währende Geschichte einer Verfälschung der Dialektik, die sich mit Hegel vollendet und darin besteht, das Spiel der Differenz und des Differenziellen durch die Arbeit des Negativen zu ersetzen.« (DW: 335)

stellen, die Unterbrechungen der Kohärenz zuspielden. Die Unterwerfung der Differenz – von der Deleuze spricht – besteht darin, dass die Differenz ausschließlich der Repräsentation und damit der Darstellung von Zusammenhängen dienlich ist, ohne dabei selbst »positiv« in Erscheinung zu treten. Sie fungiert in der Gründung der Identität und des Gegensatzes als innere und äußere Begrenzung des Zusammenhanges.

Am Ende ergibt die Verpflichtung auf das Zusammenhängende, den Gemeinplatz. Eine »transzendente Illusion«, die sich als solche im Rahmen einer topologischen Lesart zu erkennen gibt. In einer Topologie, die das einheitliche Moment der Differenz – also die Differenz an sich selbst – nur vermittelt über die Identität darzustellen vermag. Dadurch, dass in der repräsentativen Topologie der Zusammenhang für den Identitätsbegriff reserviert ist, kann die Differenz nicht mit Bezug auf das Differente gedacht werden – die Differenz bleibt negativ. »Jedenfalls scheint die Differenz an sich selbst jeden Bezug des Differenten zum Differenten auszuschließen, einen Bezug, der es ermöglichen würde, sie zu denken. Denkmöglich scheint sie nur als gezähmte zu werden, d.h. in ihrer Unterwerfung unter die vierfache Fessel der Repräsentation: der Identität im Begriff, des Gegensatzes im Prädikat, der Analogie im Urteil, der Ähnlichkeit in der Wahrnehmung. Wenn es, wie Foucault so klar gezeigt hat, eine klassische Welt der Repräsentation gibt, so definiert sie sich durch diese vier Dimensionen, die sie vermessen und koordinieren. Dies sind die vier Wurzeln des Vernunftprinzips: die Identität des Begriffs, die sich in einer *ratio cognoscendi* reflektiert, der Gegensatz des Prädikats, der in einer *ratio fiendi* entfaltet wird; die Analogie des Urteils, die in einer *ratio essendi* verteilt wird; die Ähnlichkeit in der Wahrnehmung, die eine *ratio agendi* bestimmt. Jede andere Differenz, jede Differenz, die nicht auf diese Weise verwurzelt ist, muss maßlos, unkoordiniert, anorganisch sein: zu groß oder zu klein, und zwar nicht nur hinsichtlich ihres Gedachtseins, sondern auch ihres Seins.« (DW: 329) Die Differenz markiert die Grenze. Sowohl mit der Analogie auf Seiten der Urteilskraft als auch mit der Ähnlichkeit auf Seiten der Wahrnehmung wird versucht, das Zentralprinzip der Teilung auszudehnen. Bis zu dem Punkt, an dem die fluide Bewegung fortgesetzter Differenzierung in einen fixierten Unterschied umschlägt, an dem weder unter dem Gesichtspunkt der Analogie noch unter dem der Ähnlichkeit weiter geteilt oder zusammengezogen werden kann. Das Problem des größten und des kleinsten Teils. Hier, in der Verlängerung der Prinzipien der Repräsentation, zeigt sich die Grenze eines mit der Identität zusammengedachten Differenzbegriffes.

Entscheidendes Prinzip bei der Topologie der Repräsentation bleibt der diskrete Charakter, der durch die Differenz als Unterbrechung gewährleistet wird. Die Differenz »diskretisiert« die durch die Analogie organisierte Ausdrucksform dadurch, dass die Übergänge auf eine teilbare Form gebracht werden. Es geht

um die Frage nach »Identität oder Nicht« (Guzzoni 1981) ohne (dialektische) Zwischentöne. Heimlich im Rücken der Einführung der Repräsentation erfährt die Differenz allerdings auch eine Umwertung. Sie ist nicht ein gänzlich Unverbundenes, Unerreichbares, sondern wandelt sich zur »Null«, kann als Negation überhaupt operieren (vgl. erneut Rotman 2000). Somit ermöglicht die Architektur der Repräsentation den *Take off der Operatoren* (Kittler 1991): Durch die Diskretheit der Elemente konnte nicht nur ein Repräsentationsanspruch codiert werden, man konnte auf diskreten Mengen auch Operatoren definieren, die auf der gesamten Menge der (formalen) Gegenstände »definiert« sind, also funktionieren. Somit findet der Übergang von einer Ordnung des Wissens per Analogie in das Zeitalter der Repräsentation seine Entsprechung im *Übergang* von analogen zu diskreten (digitalen) Systemen (vgl. dazu auch Krämer 1997)⁸². Die wesentliche Neuerung im Übergang von analogen zu diskreten/digitalen Maschinen ist die Auflösung der Kontinuität – bzw. deren Zerfall in Figuren von einander getrennter Zusammenhänge. Oder mit anderen Worten: die »Welt des Digitalen« kommt mit der Einführung der eindeutigen differentiellen Unterbrechung ins Spiel, die selbst nicht sichtbar ist. Die Exklusivzuweisung der Unterbrechung an die Differenz und die gleichzeitige Reservierung der Abbildungen eines Zusammenhanges durch die Identität schaffen die Möglichkeit von Repräsentationsräumen sowie die Voraussetzung für die Entwicklung formaler Systeme.

82 Man kann vor dem Hintergrund dieser Parallelisierung noch einmal unterscheiden zwischen der Eröffnung eines diskreten Elementarraumes als Auflösung der Analogie und einer Digitalisierung dieses Elementarraumes. Es lässt sich dann der Auftritt des Digitalen als Auflösung der *klassischen* Repräsentation auffassen, in der der gesamte Raum diskreter Elemente in zwei Werten codiert wird. Damit wird transzendente Einheit von »quasi« Analogien aufgelöst und im Grund der Schritt der Ablösung der Analogie überhaupt an sein Ende geführt. »Allein, es ist der Riss der transzendentalen Einheit von Funktionsbegriff und Darstellbarkeit, Zeichen und Kontinuum, Schrieb und Natur, der die Passage des Digitalen entriegelte, durch die es elektrische Medien gibt. Die Graphismen des Signals – willkürliche Funktionen, oszillierende Reihen, Rechteck und Sägezahnkurven, digitale Operatoren – erschienen als Effekte einer deterritorialiserten Zeichenpraxis. Wie ein unterirdischer Fluss durch einen Riss in den Fundamenten eines Berges an die Oberfläche tritt, trat in dem halben Jahrhundert zwischen Euler und Fourier eine Drift des Nicht-Repräsentierbaren ins Offene, dessen Formalisierungen die Artikulation der Differenz von *make and break*, Ab- und Anwesenheit, Fort und Da als das charakteristische Merkmal der elektrischen Medien offenbaren. Die technischen Medien sind gegründet im Entzug des Grundes. Nicht das Denken der Repräsentation ist in ihren technischen Ensembles am Werk, sondern die Deterritorialisierung der Elemente der Repräsentationsordnung, die Freisetzung einer schlechten Unendlichkeit, der endlosen Verkettung von Plus und Minus, Null und Eins, Negativ und Positiv, Elektrizität und Magnetismus. Das Ende der *klassischen* Repräsentation birgt den Anfang der elektrischen Medien.« (Siebert 2003: 17)

Allerdings ist mit dem Paradigma der Repräsentation die Differenz auch aus ihrer Verbannung erlöst. Nicht mehr fern der Assoziative und Übergänge, sondern diesseits der Denkbareit als Unterbrechung, als Null. *Die Bilanz der Endlichkeit* (Ronell) besteht in der Herstellung einer gewissen Wahrnehmbarkeit einer Differenz – dem Keim ihrer Hybridisierung. D.h. die Möglichkeit einer veränderten Topologie der Differenz besteht in einer Positivierung der Differenz. Im Bezug auf die Topologie der Repräsentation bedeutet das die Lösung der Differenz aus ihrer alleinigen Unterbrechungsherstellung. Dabei würde auch die Zusammenhangseigenschaft der Identität kontaminiert. Es könnte nicht mehr eine exklusive Enthaltenseinsrelation aufrechterhalten werden, von der aus behauptet werden kann, dass etwas für alle gelte. Gerade diese Eigenschaft des Allgemeinen macht aber in der Logik der Repräsentation den *Gesichtspunkt* der Identität im Kern aus. Die Identität stellt den Zusammenhang unter dem Kriterium der Gleichheit, der Äquivalenz her. Das Identisch-Sein stellt den Zusammenhang unter der spezifischen Gültigkeit des Allgemeinen her.

2.3. Differenz bei Deleuze

Der Einsatz des Wiederholungsbegriffs, der Eindruck, dass er Ersatz für die Identität in der Unterscheidung von Identität und Differenz ist, erhärtet sich mit Blick auf die Deleuzesche Absetzbewegung von Hegel. Zumindest erschließt sich unter dieser Annahme die Gegenüberstellung von »Allgemeinheit« und »Wiederholung«, mit der Deleuze *Differenz und Wiederholung* einleitet. Die Identität, die im Namen der Wiederholung kritisiert wird – und dadurch ihrer der Repräsentation zuzspielenden Mechanik entkleidet wird – entwickelt erst durch ihre systematische Verbindung mit der Allgemeinheit ihre erkenntnisleitende Kraft. Die qua Identität gefassten Zusammenhänge erhalten erst mit Bezug auf eine allgemein gültige Form ihre Geltung einer Erkenntnis stiftenden Bestimmung. Es geht dabei nicht allein um die abstrakte Allgemeinheit einer formellen (punktuellen) Identität.⁸³ Das ist Hegel zufolge schon die Überhöhung der bei Kant gesetzten

83 Insbesondere wird in der klassischen Version der »kritischen Philosophie« der Bezug auf ein Subjekt hinzugefügt. Hegel charakterisiert diese Bewegung als »das theoretische Vermögen, die Erkenntnis als solche« (Hegel 1969: 68 [§ 42]), wie folgt: »Als den bestimmten Grund der Verstandesbegriffe gibt diese Philosophie die ursprüngliche Identität des Ich im Denken (– transzendente Einheit des Selbstbewusstseins) an. Die durch Gefühl und die Anschauung gegebenen Vorstellungen sind ihrem Inhalte nach ein Mannigfaltiges, und ebenso sehr durch ihre Form, durch das Außereinander der Sinnlichkeit, in ihren beiden Formen, Raum und Zeit, welche als Formen (das Allgemeine) des Anschauens selbst a priori sind. Dieses Mannigfaltige des Empfindens und Anschauens, indem Ich dasselbe auf sich bezieht und in sich als in Einem Bewusstsein vereinigt (reine Apperzeption), wird hiermit in Identität, in eine ursprüngliche Verbindung gebracht. Die bestimmten Weisen dieses Beziehens sind die reinen Verstandesbegriffe, die Kategorien.«

ursprünglichen Identität. Genau jener kantischen Bestimmung haftet der Mangel des Statischen an: »In der kritischen Philosophie wird das Denken so aufgefasst, dass es subjektiv und dessen letzte, unüberwindliche Bestimmung die abstrakte Allgemeinheit, die formelle Identität sei; das Denken wird so der Wahrheit als in sich konkreter Allgemeinheit entgegengesetzt.« (Hegel 1969: 86) Statt die allgemeine Form der Identität in eine bestimmte Form einzuschließen, muss sie unter eine allgemeine *Idee* (etwa die Idee »als Leben«) gestellt werden. In den *Vorlesungen über die Ästhetik* zeigt Hegel [1832-1845], dass die eigentlich abstrakte Allgemeinheit, die entscheidende Operationalisierung der »ursprünglichen Identität«, in einer Wiederholungsbewegung besteht. Wiederholen im Sinne von Wieder-erkennen, Wieder-erinnern gibt der Identität ihre Allgemeinheit. Die Wiederholung ist der Antrieb in der Bewegung des Geistes.

In der Bewegung des Wiedererkennens, des allgemeinen Reschematisierens ließe sich von einem *identischen* Gebrauch der Wiederholung sprechen, ein Modus, der dem Begriff der Identität zuarbeitet. Die Wiederholung wird, wie schon die Differenz in der repräsentativen Topologie, negativ. Der Begriff selbst tritt nicht in Erscheinung bzw. nur zu Gunsten der Begründung eines Zusammenhanges, einer Gleichung, einer Identität. »Die Regel der Diskontinuität oder Augenblicklichkeit in der Wiederholung lautet: Das eine erscheint nur, wenn das andere verschwunden ist. So der Zustand der Materie als *mens momentanea*. Wie aber könnte man vom »zweiten«, vom »dritten«, vom »selben« sprechen, da sich doch die Wiederholung in dem Maße auflöst, wie sie entsteht? Sie hat kein Ansich.« (DW: 99) Die Wiederholung gilt im Rahmen einer Re-präsentationsordnung als diejenige Größe, die das Strukturmoment der Entsprechung begründet. Dabei tritt ihr eigenes »Wesen« in den Hintergrund.

Nun nähren die Beispiele nicht gelingender Wiederholung, etwa eines *Constantin Constantius* (Kierkegaard 1991), den Verdacht, dass es sich bei der Wiederholung um ein weitaus komplexeres Phänomen handelt als um die ungefährdete Herstellung von (formaler) Gleichheit. Die Wiederholung erschöpft sich ganz offenbar nicht im erneuten Statthaben eines Sachverhaltes auf jeweils einer Seite einer Gleichung; sie geht offenbar nicht in einer Ökonomie der Äquivalenz auf. Das Auseinanderfallen der Momente der Wiederholung, die einerseits ein Gleichheitszeichen begründen, es andererseits eigentlich unmöglich machen (wie es etwa in Hegels *Differenzschrift* (1990; [1801]) herausgearbeitet wird), bildet somit den Anlass für die Unterscheidung einer Wiederholung in Form einer Allgemeinheit und einer anderen, einer »echten Wiederholung«. Wird die Wiederholung »äußerlich« als operatives Begründungsmoment der Allgemeinheit begriffen, so bringt sie als »Allgemeinheit einen Gesichtspunkt zum Ausdruck, demgemäß ein Term gegen einen anderen ausgetauscht oder durch einen andern Term ersetzt werden kann.« (DW: 15) Die grundsätzliche Wiederholbarkeit verleiht einem Zusammenhang das Attribut des Allgemeinen.

Damit gelangt man an den *ersten* von insgesamt drei Gesichtspunkten, nach denen in *Differenz und Wiederholung* die Allgemeinheit von der Wiederholung

unterschieden wird und damit insbesondere die Logik der Identität mit ihrer »negativen« Wiederholung, einer nicht ins Sichtfeld tretenden Repetitionsmechanik, die das Gleiche in einen Zusammenhang stellt, von einer »positiven« Wiederholung unterscheidet. In dieser Gegenüberstellung ergibt sich die erste Unterscheidung unter dem Gesichtspunkt der Handlung. »Tausch und Ersetzung von Besonderem definiert ein *Verhalten*, [Herv. W. F.] mit dem wir der Allgemeinheit entsprechen. Darum haben die Empiristen nicht unrecht, wenn sie die allgemeine Idee als eine an sich selbst besondere darstellen, wenn man nur zugleich glaubt, sie könne durch jede andere besondere Idee ersetzt werden, die ihr in Bezug auf einen Wert ähnelt. Demgegenüber erkennen wir genau, dass die Wiederholung eine notwendige und begründete Verhaltensweise nur im Verhältnis zum Unersetzbaren ergibt. Als Verhaltensweise und als Gesichtspunkt betrifft die Wiederholung eine unaustauschbare unersetzbare Singularität. Die Spiegelungen, Echos, Doppelgänger, Seelen gehören nicht zum Bereich der Ähnlichkeit oder der Äquivalenz; und so wenig echte Zwillinge einander ersetzen können, so wenig kann man eine Seele tauschen. Ist der Tausch das Kriterium der Allgemeinheit, so sind Diebstahl und Gabe Kriterien der Wiederholung. Zwischen beiden besteht also eine ökonomische Differenz.« (DW: 15) Werde die Wiederholung nicht allein als repetierendes Organ gefasst, das eine Repräsentation durch Tausch und Ersetzung mit einer Allgemeinheit versehe und somit auch eine Geltung des Identitätsbegriffes ermögliche, gerate ein Wiederholungsbegriff in den Blick, der sich nicht der üblichen repräsentativen Vermessung füge. Er definiere sich über Diebstahl und Gabe. Etwas wieder holen. Der Akt einer Wieder-Holung bezeugt, dass etwas wiedergeholt wird, unersetzbar ist, nicht wiederholbar in dem allgemeinen Sinne, dass man etwas von neuem so verrichtet, wie es vormals getan wurde. Er bezeugt *Spaltungen in der Wiederholung* (Kaehr 1992). Die Identität wird so einzigartig, dass sie ihr Maß der Allgemeinheit verliert und sich zu einer Singularität verdichtet. Deleuze verdeutlicht dies am Beispiel von Jahrestagen. Es sei nicht die Feier des 14. Juli, die an den Sturm auf die Bastille erinnert oder repräsentiert, vielmehr sei es der Sturm auf die Bastille, der im Voraus alle Jahrestage wiederhole. »Nicht ein zweites und ein drittes Mal dem ersten hinzufügen, sondern das erste Mal zur ›n-ten‹ Potenz erheben.« (DW: 16) Dem Ereignis kommt eine gewisse »Intensität« zu. Es wird erst zu dem, was es ist, durch die Wiederholung. In der Topologie der Repräsentation ist ein solches Ereignis in seiner Einzigartigkeit durch nachfolgende Repräsentationen wieder-erinnert. Dem Ereignis wird durch die Zusammenhangseigenschaft und die trennende Wirkung der Differenz ein Abschluss zugewiesen. Dadurch kann der Vorgang, das Ereignis zum Repräsentierten werden und durch wiederkehrende Repräsentanten abgebildet werden. Das ändert sich grundlegend, wenn der Differenz eine synthetisierende Kraft zugesprochen wird, und der Sturm auf die Bastille nur im Zusammenhang mit seiner Wiederholung zu dem wird, was er ist. Wenn der Differenz nicht die Exklusiveigenschaft der Trennung zukommt, wenn die Differenz nicht mehr durch hergestellte Abschlüsse innerhalb einer Topologie der Reprä-

sensation die Voraussetzung für eine äußere Repetition erzeugt, wird Wiederholung zur Bezeugung eines Einzigartigen, die im Medium synthetischer Differenzen ermöglicht wird.⁸⁴

Zweitens wird die Wiederholung unter dem Gesichtspunkt des *Gesetzes* in den Dienst des Allgemeinen gestellt. Die (äußere) Wiederholung wird zur Anweisung für Dinge, sich einer Äquivalenzordnung zu fügen, damit die Allgemeinheit als Voraussetzung zur Konstruktion von Identitäten ratifiziert wird. Deleuze erläutert dies am Naturgesetz: »Denn die Allgemeinheit repräsentiert und bedingt nur eine hypothetische Wiederholung: wenn die gleichen Umstände gegeben sind, dann ... Diese Formel meint: Bei ähnlichen Totalitäten wird man immer identische Faktoren erhalten und auswählen können, die das Gleichsein des Phänomens repräsentieren.« (DW: 18) Die Wiederholbarkeit stelle die Allgemeingültigkeit des Gesetzes her, indem sichergestellt werde, dass sich ein Sachverhalt unter ähnlichen Bedingungen immer wieder äquivalent (nicht ähnlich!) einstelle. Um so zu verfahren, muss das Gesetz als gesetzt gelten und darf der Grund nicht befragt werden. Bei der Thematisierung der Gegebenheit, der Gebung der Gesetze kommt man zu mystifizierten Gründen – es gibt keine Abschlussformel, die – still gestellt – die Kraft des Gesetzes zu äußerlicher Wiederholung anweisen könnte (vgl. Derrida 1991).⁸⁵

Die Verdeckung, die Überdeckung der Wirksamkeit der Gesetzgebung geschieht durch die Abbildung und Explikation der Gesetze in einer Topologie der Repräsentation. Die Schreibweise der Kasuistik betrachtet etwas als »einen-Fall-von«. Ein solcher Modus hat zur Voraussetzung, dass zuvor eine unterteilende Differenz zu prüfende – hier: zu wiederholende – Sachverhalte in eine diskrete, unterteilte Form bringt. Die wiederholende Einpassung in das Gesetzeswerk bekräftigt die Geltung des Gesetzes innerhalb einer Topologie der Repräsentation, sodass das taxierte Gefüge gefestigt wird. Dabei geht es nicht um die wiederho-

84 Die Rede vom Medium darf nicht auf die übliche Engführung bezogen werden. Medium stellt – in Anlehnung an Matzker 1993 – auf die Konstitution des Gegebenen als Gegebenes ab. In der Systemtheorie erfährt dieser Ansatz als Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien seine Ausarbeitung.

85 »Das Moment ihrer Stiftung, ihrer (Be)gründung oder ihrer Institutionalisierung (das niemals dem gleichmäßigen Gewebe einer Geschichte eingeflochten ist, da es die Gestalt einer Entscheidung hat und die Gewebe zerreißt), das Vorgehen, das das Recht stiftet, (be)gründet, eröffnet, rechtfertigt, dass das Gesetz diktiert, wäre ein Gewaltakt, eine performative und also deutende Gewalt, in sich selbst weder gerecht noch ungerecht; eine Gewalt, die ihrer eigenen Definition gemäß von keiner vorgängigen Justiz, von keinem vorgängigen Recht, von keiner im Vorhinein stiftenden Justiz, von keinem in Vorhinein stiftenden Recht, von keiner bereits bestehenden Stiftung oder Gründung verbürgt, in Abrede gestellt oder für ungültig erklärt werden könnte. Kein rechtfertigender Diskurs kann oder darf die Rolle einer Metasprache übernehmen und dafür sorgen, dass sie gesprochen wird, wenn es um die Performativität der instituierenden Sprache oder deren vorherrschende Deutung geht.« (Derrida 1991: 27-28)

lende Anrufung des Potentials der Gesetzgebung, sondern um eine wiederholende Subsumtion und deren Reproduzierbarkeit.

Am Fall des Gesetzes lässt sich der Unterschied zwischen den Wiederholungstypen mittels der Unterscheidung zwischen verdichtenden Punkten und einer flüchtigen Linie explizieren. Die äußere Wiederholung geht von distinkten, via Differenz ratifizierten Zusammenhängen aus, die sich prinzipiell als isoliert, als Punkte, als verdichtete Intervalle ausdrücken. Die Zuweisung der Komplementäreigenschaften einer repräsentativen Topologie setzt den identischen Zusammenhang über die trennende Wirkung einer Differenz. Es werden dann Einzeldinge mit einem Index versehen und unter der Geltung des Gesetzes zu einer je spezifischen Wiederholung desselben verurteilt. Die Schwierigkeit der Kasuistik zeigt sich in der Flüchtigkeit der Sachverhalte; sie lassen sich nicht in bestimmten Clustern bilanzieren, bilden Übergänge, Fluchtlinien. In der Fortsetzung der Fallunterscheidung liegt die gesetzestreue Verknennung des Umstandes, dass in getriggerten, unterbrochenen Zusammenhängen und Übergängen eine »tiefere« Wiederholung zum Ausdruck kommt. »Damit aber unterschlägt man, wodurch eine Wiederholung gebildet wird, ebenso das Kategorische daran und das, was sich in der Wiederholung von Rechts wegen Geltung verschafft (nämlich ›n‹ Mal als Potenz eines einzigen Mals, ohne dass man ein zweites, ein drittes Mal durchlaufen müsste). Die Wiederholung verweist in ihrem Wesen auf eine einzigartige Macht, deren Natur von der Allgemeinheit abweicht...« (DW: 18) Im Grunde wird in der Allgemeinheit die Wiederholung stillgestellt, bzw. sie verdunkelt, dass die Wiederholbarkeit und die Wiederholung selbst spezifische Singularitäten zum Ausdruck bringen. In der »rechten« Wiederholung zeige sich die Fluchtlinie einer Universalität und nicht der wiederkehrende Atomismus des (allgemein) Besonderen. »Wenn die Wiederholung möglich ist, so entspricht sie eher dem Wunder als dem Gesetz. Sie steht gegen das Gesetz: gegen die ähnliche Form und den äquivalenten Gehalt des Gesetzes. Wenn die Wiederholung selbst in der Natur noch vorgefunden werden kann, so im Namen einer Macht, die sich gegen das Gesetz manifestiert, und unter, vielleicht auch über den Gesetzen wirksam ist. Und wenn die Wiederholung existiert, so drückt sie jeweils eine Singularität gegen das Allgemeine aus, eine Universalität gegen das Besondere, ein Ausgezeichnetes gegen das Gewöhnliche, eine Augenblicklichkeit gegen eine Variation, eine Ewigkeit gegen eine Beharrlichkeit. Die Wiederholung ist in jeder Hinsicht Überschreitung. Sie stellt das Gesetz in Frage, sie denunziert den nominalen oder allgemeinen Charakter zugunsten einer tieferen und künstlerischen Wirklichkeit.« (DW: 17) Eine (äußere) Wiederholung in der Topologie der Repräsentation vollziehe die Aktualisierung eines erwarteten Schemas. Dabei rekuriere sie wesentlich auf gegebene Zusammenhänge, die durch eine Differenz eindeutig von einander getrennt seien. Der Rahmen werde durch das Gesetz gegeben. Eine innere Wiederholung aktualisiere einen Zusammenhang, ohne dass er vorher abgeschlossen wäre. Die Wiederholung entfalte via Aktualisierung und überschreite damit beständig einen virtuell repräsentierbaren Rahmen. Es

handele sich nicht um die Einlösung einer Erwartung, sondern um deren Explikation. Dieses Fortschreiten des Ausdrucks, die Entfaltung eines Sachverhaltes hat allerdings einen Differenzbegriff zur Voraussetzung, der synthetisch ist, und nicht allein trennende Eigenschaften aus sich heraussetzt.

Beide Gesichtspunkte – die Gegenüberstellung von Wiederholung und Allgemeinheit unter Handlung und Gesetz – lassen die Aussetzung einer Topologie der Repräsentation erkennen, die der Differenz einzig eine trennende Differenz zuweist. Die diskrete Anordnung von Begriff und Sache, ihre Einsetzung kann im Umkehrschluss als Blockierung einer fluiden inneren Wiederholungsbewegung begriffen werden. Das lässt sich im Anschluss an den *dritten* Aspekt der Unterscheidung zwischen Wiederholung und Allgemeinheit besonders gut erkennen – der Repräsentation. »Wiederholung und Allgemeinheit traten einander unter dem Aspekt des Verhaltens und unter dem Aspekt des Gesetzes gegenüber. Es muss nun noch der dritte Gegensatz präzisiert werden, der sich unter dem Gesichtspunkt des Begriffs oder der Repräsentation ergibt.« (DW: 28)

Der Gesichtspunkt der Repräsentation wird dabei von Deleuze in einem Ding/Begriff-Schema gefasst, das Anschluss an analytische begriffslogische Vorgaben sucht. »Der Begriff kann sich von Rechts wegen auf ein existierendes besonderes Ding beziehen und hat dann einen unendlichen Inhalt. Der unendliche Inhalt ist Korrelat der Extension = 1« (DW: 28). Ausgehend von der einfachsten logischen Schematisierung der Repräsentation – mit Hilfe der logischen Extension eines Begriffes, der Klasse der Gegenstände, auf die der Begriff zutrifft bzw. die unter diesen Begriff fallen, und der Bestimmung des Inhalts (der Intension) eines Begriffes als die Gesamtheit der Merkmale, die als in ihm enthalten gedacht werden – können die unterschiedlichen topologischen Ausdrucksvarianten entfaltet werden. Zunächst: Inhalt und Extension stehen in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander; je inhaltsreicher ein Begriff gedacht wird, auf desto weniger Gegenstände trifft er zu. Der Grenzwert, der unendliche Inhalt, der zwangsläufig nur noch auf einen Gegenstand zutreffen kann, also die Extension = 1 hat. »Es ist von großer Wichtigkeit, dass dieses Unendliche des Inhalts als aktuell und nicht als virtuell oder bloß unbestimmt gesetzt wird.« (Ebd.) Würde die Unendlichkeit des Begriffes als reine Potentialität wirksam, gäbe es nicht dieses umgekehrt proportionale Verhältnis zwischen Inhalt und Extension. Wenn eine zusätzliche inhaltliche Bestimmung dem Begriff im Modus des Unbestimmten oder unter der Einschränkung einer Virtualität hinzugefügt würde, gäbe sie keinen Anlass, die Extension einzuschränken. Denn nur über die Aktualität der Inhalte ist deren Wirksamkeit gewährleistet. »Gerade unter dieser Bedingung bewahren sich die Prädikate als Momente des Begriffs und wirken im Subjekt, dem sie sich zuschreiben. Der unendliche Begriffsinhalt ermöglicht somit das Erinnern und die Rekognition, das Gedächtnis und das Selbstbewusstsein [...]. Repräsentation nennt man den Bezug zwischen Begriff und seinem Objekt unter diesem doppelten Gesichtspunkt, wie er in jenem Gedächtnis und in jenem Selbstbewusstsein verwirklicht wird. [...]« (ebd.) Die Sicherung dieser Prinzipien

en obliegt der Einhaltung eines Differenzprinzips innerhalb der Topologie der Repräsentation. Ein Zusammenhang ist eindeutig herstellbar, ein Unterschied wird durch eine Differenz als Unterbrechung hergestellt. »Einem Differenzprinzip zufolge ist jede Bestimmung in letzter Instanz begrifflich, oder sie ist aktueller Teil des Inhalts eines Begriffs. Einem Prinzip zureichenden Grunds zufolge gibt es stets einen Begriff pro besonderem Ding. Der Umkehrung, dem Prinzip des Nichtzuunterscheidenden zufolge gibt es pro Begriff ein und nur ein Ding. Die Gesamtheit dieser Prinzipien bildet die Darstellung der Differenz als begrifflicher Differenz oder die Entfaltung der Repräsentation als Vermittlung.« (DW: 28) Das Prinzip der Differenz als Unterbrechung ist unumgänglich. Nur so kann ein Begriff von Allgemeinheit in der Logik der Repräsentation hergestellt werden. Nur wenn die Differenz je von neuem strukturell die Zusammenhänge immer wieder begründet und ein Changieren, eine Drift in den diskret unterschiedenen Begriffen vermeidet, lässt sich ein Status von Allgemeinheit behaupten.

Vom Standpunkt der Wiederholung aus gedacht verlangt das Prinzip, nachdem jedem Begriff nur ein Ding zukommt, dass der Begriff unendlichen Inhaltes ist, der insbesondere aktuell und nicht virtuell ist; m. a. W. dass der Begriff in eine Bewegung unendlicher Anreicherung eintritt. Wiederholen bedeutet das Sichversenken in der Potentialität. Immer mehr Attribute auf der Seite des Begriffes entsprechen immer weniger Fällen auf der Seite des Dinges. Um einen Status des Allgemeinen zu begründen, wird genau dieser Prozess unterbunden, blockiert. In der Typologie der Blockierungen zeigt Deleuze, dass sich Wiederholung und Allgemeinheit darin unterscheiden, dass die Allgemeinheit die Wiederholungen je auf der Seite des Begriffs, des Objektes und ihrer Beziehung zueinander »blockiert« (vgl. DW: 28f.). Die logische Nominaldefinition der einstelligen Entsprechung von Begriff und Ding wird dabei nicht als Gleichungsausdruck benutzt, sondern als Kern einer dynamischen Wiederholungsbewegung. Die Ökonomie der Wiederholung drückt das Potential der n-Wiederholungen aus. D.h. aus der Allgemeinheit in der Topologie der Repräsentation, die eine »äußere« Wiederholung in ihren Dienst stellt, wird in einer dynamischen Topologie eine innere Wiederholung, deren Performanz, deren Operativität die »Verbindung« von Begriff und Sache intensiviert. Das Stillstellen, das Einführen von Differenzen als Unterbrechungen blockiert diesen Prozess.

2.3.1. Topologische Produktion

Das heißt, es ist von außerordentlicher Relevanz, *wie* die Differenz in die Topologie eingebunden wird. Es geht dabei nicht darum – wie schon weiter oben festgehalten – die Differenz im Allgemeinen in den Vordergrund zu rücken, d.h. sie innerhalb einer einschlägigen Unterscheidung von Identität und Differenz zu bestärken, ihr eine Vorrangstellung zuzugestehen. Dies – so Deleuze in seiner Kritik an bestimmten Varianten einer »Differenzphilosophie« – sei eine fatale Verwechslung, die in bestimmter Hinsicht schon vom Strukturalismus befördert

wurde, weil es nicht gelungen ist, die Differenz als »positiven Begriff« zu denken, sondern immer nur im Verhältnis zur Identität zu begründen. »Dies ist das Prinzip der Verwechslung, die für jede Philosophie der Differenz fatal ist: Man verwechselt die Zuweisung eines eigenen Begriffs der Differenz mit der Einschreibung der Differenz in den Begriff überhaupt – man verwechselt die Bestimmung des Differenzbegriffs mit der Einschreibung der Differenz in die Identität eines unbestimmten Begriffs.« (DW: 54) Deleuze überschreitet die Unterscheidung von Identität und Differenz zu jener von Differenz und Wiederholung. Gleichzeitig beansprucht er, seine Logik jenseits repräsentativer Muster zu entfalten. Die Differenzphilosophie wird in einem Rahmen dynamischer Produktivität entwickelt. Letzterer ist – um dem theoretischen Wagnis etwas operative Umsetzung zu geben – als Topologie der Differenz lesbar.

Eine *dynamische Topologie* X sei ein Raum, in dem sich alle in ihm möglichen Gegenstände durch das *Zusammenwirken* von Differenz und Wiederholung konstituieren und ausdrücken. Wobei folgende Zuordnung Φ durchgängig erhalten bleibt: der Differenz ist eine disjunktive Synthese dx und der Wiederholung deren Aktualisierung zugeordnet.

Axiom 1: Für beliebige Vereinigungen aus Gegenständen gilt Φ .

Axiom 2: Für beliebige Teilungen von Gegenständen gilt Φ .

Axiom 3: Für den Gesamttraum und das Nichts gilt Φ .

Die dynamische Topologie der Differenz unterscheidet sich von der Topologie der Repräsentation hinsichtlich ihrer Einbindungsformen der Differenz, nach ihren Komplementärbegriffen und insbesondere nach den (Ausdrucks)Räumen, die durch sie indiziert werden. Die Topologie der Repräsentation hatte die Differenz in eine spezifische Relation zur Identität gesetzt, innerhalb derer ihr exklusiv die Unterbrechung zugewiesen wurde. Die »dynamische« Topologie setzt die Differenz in Beziehung zur Wiederholung. »Dynamisch« sei die Topologie genannt, weil Deleuze selbst von dynamischer Ordnung im Vergleich zu repräsentativen Figuren spricht (vgl. DW: 38f.). Eine disjunktive Synthese bezeichnet die Eigenschaft der Differenz, nicht einfach eine Unterbrechung, eine Teilung oder Ähnliches herzustellen, sondern eine »energetische Beziehung« (zur Verwendung des Begriffs bei Deleuze vgl. AÖ, z.B. S. 20f.). Eine solche disjunktive Synthese übersteigt das Herstellen einer Relation zwischen zwei geschiedenen Dingen darin, dass die Dinge durch die disjunktive Synthese erst hervortreten, zum Ausdruck kommen. Weder wären die Dinge ohne die Differenz denkbar noch die Differenz ohne die geschiedenen Dinge. Eine disjunktive Synthese als Differenz ist gleichzeitig positiv und unbestimmt. Die strukturelle Produktivität, die Hervorbringungseigenschaft lässt sich als mediale Qualität fassen. Diese medialen Qualitäten werden durch die Wiederholung aktualisiert. Wiederholen als Aktualisierung einer Differenz zu denken, heißt die Wiederholung selbst jenseits eines »Nochmal-Vorkommens« einer Identität zu situieren. Weder Re-präsentation noch Re-

Kognition gehen in einem solchen operativen Moment auf. Die Wiederholung aktualisiert die Differenz, indem sie sie auf sich selbst bezieht. Die Differenz wird »differenziert«, indem sie wiederholt wird. Innerhalb eines solchen Raumes lassen sich unterschiedliche Modi von Synthetisierungen etwa hinsichtlich ihrer Komplexität unterscheiden, also ob sie »molar« oder »molekular« sind, oder hinsichtlich ihres Intensitätsgrades, also ob sie »aktiv« oder »passiv« sind. Jede Form einer solchen (repräsentativen) Unterscheidung ruht jedoch auf der Topologie der Differenz und steht nie außerhalb des Zusammenspiels von Differenz und Wiederholung (Immanenzprinzip/Axiom 1). Für Ausdifferenzierungen und Bifurkationen gilt das gleiche (Axiom 2). Am Ende läuft die immanente Bewegung des dynamischen Raumes weder auf einen Punkt zu – etwa einen Fluchtpunkt – insbesondere lässt sie sich nicht innerhalb eines Rahmens denken, noch gibt es ein letztes, nicht differenzierbares Element. Die Topologie verfügt weder über eine größte zu denkende Differenz, noch verfügt sie über ihr Gegenteil, eine kleinste zu denkende Differenz. Sie ist von unendlicher Ausdehnung, und schließt somit die Grenze immer ein bzw. absorbiert ihr Ende (Axiom 3).⁸⁶

Vor dem Hintergrund einer dynamischen Topologie der Differenz erscheinen jene Differenzen der Topologie der Repräsentation als gleichsam »erstarrte, äußere Differenzen« eines dynamischen Kerns, in dem die Wiederholung eine unbestimmte Differenz zu dem entwickelt, was sie wird, und umgekehrt die Differenz die Voraussetzung für die Wiederholung bildet. »Die materielle und nackte Wiederholung, die so genannte Wiederholung des Selben, ist jedenfalls – gleich einer sich ablösenden Haut – die äußere Hülle eines Kerns von Differenz und von

86 Die Denkfigur, nach der alle Formen von Begrenzungen obsolet werden – wie hier etwa größte und kleinste Elemente – wird von Deleuze in ein geometrisches Bild gesetzt, das schon Kandinsky benutzte: Der Punkt wird durch die Linie ersetzt; *Sinnbildlich* für den zu entwickelnden Begriff der Differenz. Es wird nicht mehr von Punkten und Linien zwischen den Punkten gehandelt, sondern von den Linien ohne Punkte. »Es gibt keinen Bruch mit dem baumartigen Schema [der repräsentativen Wissenschaft, W. F.] und man erreicht weder das Werden noch das Molekulare, solange eine Linie auf zwei voneinander entfernte Punkte bezogen oder aus aneinandergrenzenden Punkten zusammengesetzt wird. Eine Linie des Werdens wird weder durch Punkte definiert, die sie miteinander verbindet, noch durch Punkte, aus denen sie zusammengesetzt ist. Im Gegenteil, sie geht zwischen den Punkten hindurch, sie stößt nur durch die Mitte und verläuft vertikal zu den Punkten, die man zuvor unterschieden hat, transversal zur lokalisierbaren Beziehung zwischen angrenzenden oder entfernten Punkten. Ein Punkt ist immer ein Ursprungspunkt. Aber eine Linie des Werdens hat weder Anfang noch Ende, weder Ausgangspunkt noch Ziel, weder Ursprung noch Bestimmung. Es ist Wortklauberei, vom Fehlen des Ursprungs zu sprechen und das Fehlen des Ursprungs zum Ursprung zu machen. Eine Linie des Werdens hat nur eine Mitte. Die Mitte ist kein Mittelwert, sondern eine Beschleunigung, die absolute Geschwindigkeit der Bewegung. Ein Werden ist immer in der Mitte, man kann es nur in der Mitte erfassen. Ein Werden ist weder eins noch zwei, noch die Beziehung zwischen beiden, sondern es ist dazwischen, die Grenze oder Fluchtlinie, die Falllinie, die vertikal zu beiden verläuft.« (MiPl: 399f.)

komplizierteren inneren Wiederholungen. Die Differenz liegt zwischen zwei Wiederholungen. Heißt das nicht umgekehrt, dass die Wiederholung auch zwischen zwei Differenzen liegt, dass sie uns von einer Differenzordnung zur anderen übergehen lässt? Gabriel Tarde steckte auf diese Weise die dialektische Entwicklung ab: die Wiederholung als Übergang von einem Zustand allgemeiner Differenzen zur singulären Differenz, von äußeren Differenzen zu inneren Differenz – kurz, die Wiederholung als das Differenzierende der Differenz.« (DW: 106f.)⁸⁷ Das heißt, wenn in der Topologie der Repräsentation eine Wiederholung gedacht wird, zeigt sie sich als Äquivalenz oder Gleichheit zwischen zwei nominal unterschiedenen Einheiten. Das Eine erscheint als Wiederholung des Anderen unter dem Gesichtspunkt der Veränderung oder des Identisch-seins. Zumindest auf der »äußeren Hülle eines Kerns von Differenzen und Wiederholungen«. In einer dynamischen Topologie muss an Stelle der Abbildungen von Bildungen gesprochen werden. Erst das aktive Moment der Wiederholung gebiert Intensitäten, bringt Sachverhalte zum Ausdruck. Die Bildungen unterscheiden sich von Repräsentationen durch Bewegung.

Der Vergleich der Topologien wird zunehmend einsichtig machen, dass die Thematisierung von Sachverhalten im Hinblick auf Ausdruck, Geltung und Repräsentation nicht unabhängig von dem zugrunde liegenden Raum geschehen kann. Wenn der Raum, in dem Sachverhalte statthaben, als nicht eigenschaftslos angenommen wird, werden unter bestimmten Voraussetzungen »Linien zu Punkten und umgekehrt«. Das motiviert die Frage, wie sich Sachverhalte ändern, wenn die zugrunde gelegte Topologie geändert wird, also die zugrunde liegenden Raumeigenschaften verändert werden.⁸⁸ Einen Sachverhalt in unterschiedlichen Topologien auszudrücken, führt somit einmal auf einen fixierten Abdruck, das andere mal auf den Ausdruck einer Werdensdynamik (es lassen sich dann auch noch Überführungen zwischen den Topologien thematisieren: Bildungen erscheinen dann beispielsweise im Repräsentationsraum als Paradox – die Repräsentationen im dynamischen Raum als Blockierung). Keinesfalls darf die Unterscheidung zwischen den Topologien mit unterschiedlichen Wesensannahmen

87 Der im Werk von Tarde enthaltene Gesichtspunkt der Entwicklung einer Theorie der Nachahmung (vor allem in Tarde 2003), die ohne dem »Konformismus« zu verfallen und ohne Wiederholung als reine Geste der äußerlichen Repetition zu entfallen, dürfte bildungstheoretisch von hohem Interesse sein. Es ließen sich die Formen der Wiederholung als unterschiedliche Wege der Aneignung im Bildungsprozess untersuchen.

88 In der mathematisch einschlägigen Fragestellung wird nicht die Topologie variiert, sondern die dem topologischen Raum zugeordnete Metrik. Insoweit ist die hier vorgelegte Topologie der Differenz im streng mathematischen Sinne nicht klar formuliert, darüber hinaus liegt sogar eine Verflüssigung des topologischen Grundraumes in metrische Räume vor. Die zusätzliche Einführung einer Metrik hätte zwar den mathematischen Vorgaben Genüge getan, hätte jedoch den vorliegenden Gedankengang unnötig verkompliziert. Darin ähnelt die Vorgehensweise der Einführung einer Nicht-Standard Topologie (vgl. Eisenhardt/Kurth 1993).

gleichgesetzt werden. Die repräsentative Topologie geht von einem atomistischen Grundraum aus, deren jeweilige Zusammenhänge einschlägig durch die Differenz getrennt sind. Insbesondere die Bewegungen und Kräfte stehen in einem Wirkverhältnis zu den Dingen. In der dynamischen Topologie ist die Bewegung selbst der Ausgangspunkt der Betrachtung.

2.3.2. Differenz als Medium

Differenz und Wiederholung lässt sich als Entwurf einer dynamischen Topologie lesen, innerhalb derer die Differenz im Gegensatz zur repräsentativen Topologie als »Medium« gelesen wird.⁸⁹ D.h. die Differenz bietet die mediale Struktur, in der sich Ausdruck und Bedeutung formen. Deleuze entwickelt dazu eine Theorie der Bestimmbarkeit, in der die Differenz als positives mediales Substrat auftritt und nicht auf die Negation verpflichtet bleibt. Wobei es nicht allein die Aufhebung der von Hegel aus gedachten Verschränkung der Differenz mit der Negation ist, die den Ausgangsort der Theorie der Deleuzeschen positiven Differenz ist, sondern insbesondere die Ersetzung einer äußeren *logischen* Differenz zwischen A und Nicht-A durch eine unbestimmte *operative* Differenz *dx*. Alternative Seinszustände werden durch eine Bewegung ersetzt – Werden statt Sein.⁹⁰ Die Ersetzung des »Seins« durch »Werden« bleibt im Bezug auf metaphysische oder ontologische Fragestellungen nicht folgenlos (welche Probleme damit hinzutreten, zeigt z.B. Agamben 1990), birgt aber in »technischer« Hinsicht, insbesondere bezogen auf die Ausdruckskraft dynamischer Prozesse, enorme Chancen (vgl. dazu z.B. Prigogine 1992). Das Denken nimmt bei Bewegung und Dynamik seinen Ausgang und nicht bei atomistischen Fixationen. Eine solche Konfiguration des Denkens ist den Geisteswissenschaften und erst recht der Pädagogik nicht unbekannt (etwa in einer Theorie von Bewegungsbegriffen (Koch 1999) oder an immanenten Zeitverhältnissen (z.B. de Haan 1996)), wie sich etwa an der Diskussion um den Begriff der »Performanz« ablesen lässt (vgl. z.B. Wulf/Göhlisch/Zirfas 2001). Allerdings bleibt die »Bewegung« als ein Sonderphänomen ausgewiesen, dem die Unterscheidung zwischen »bewegt« und »unbewegt« voraus-

89 Die Aufgabe »klarer« Differenzen wird nicht selten als Erosion der Bedingungen der Möglichkeit moralischer Standpunkte gesehen – die Beschäftigung mit »medialen« Differenzen als Eintritt in die Beliebigkeit gelesen. Wenn die Formulierung eines solchen Standpunktes von einem Verweis auf das *Jenseits* der Repräsentation ausgeht, sind die Anforderungen sicher auch höher, aber nicht unmöglich. Vgl. dazu auch Langer 1993.

90 Diese Lesart hat sich inzwischen als gemeinsamer Bezugspunkt der Diskussion des Deleuzeschen Werkes herausgebildet. Vgl. statt vieler z.B. Ott (2005: 9): »Vor allem aber verrät dieser Infinitiv, dass Deleuze dem Denken des ›Werdens‹, der Zeit zu huldigen wünscht, und das bis in die sprachliche Verlaufsform hinein. In gewisser Umkehrung Heideggers gemahnt er daran, das Sein seiner Werdensvergessenheit zu entreißen, ja das Werden im Ereignen vernehmbar zu machen und die Zeit aus ihrer verordneten Linearität zu befreien.«

geht (vgl. etwa Klein 2004). Die Umformatierung *vom Sein zum Werden* (Prigogine) betrifft dagegen den gesamten Denkraum – es wird alles in Bewegung aufgelöst. Es ergibt sich entsprechend, dass die Topologie der Repräsentation mit einer auf Standbildern aufruhenden Bildlichkeit korreliert und die dynamische Topologie auf ein »Bewegungsbild« führt. Die Differenz ist nicht mehr äußere und gleichsam negative Differenz, die der Identität dient, sondern »innere« Differenz, die das Medium für Wiederholungen darstellt.

Ausgangspunkt von *Differenz und Wiederholung* ist »Bewegung«, das Werden. Dies im wohl positionierten Unterschied zu einem Ansatz, der unbewegte Zusammenhänge zum Ausgangspunkt erklärt. Es ist ein Unterschied ums Ganze, ob ein Ding, eine Sache vorangestellt wird, der eine Bewegung »passiert«, der Werdensprozesse widerfahren, oder ob die Bewegung »an sich« fokussiert wird, und ihrerseits Ausgangspunkt für Dinge und Ereignisse ist. Obwohl jeweils prozessuale Vorgänge zum Ausdruck kommen, sind die Unterschiede grundlegend. Bei ersterem bleiben durch die Veränderungen hindurch Einheiten *Fluchtpunkte* der Darstellung, bei letzterem werden durch Performanz und Unterbrechung *Fluchtlinien* des Ausdrucks erzeugt. Anders formuliert: Die unterschiedlichen Fassungen der Veränderungsprozesse führen auf eine unterschiedliche »Bildlichkeit«. Im Falle der »äußeren Veränderung« eines Gegenstandes – etwa dem wachsenden Menschen – wird für eine Reihe von Zustandsänderungen ein Fluchtpunkt ausgewiesen. Aufeinanderfolgende diskrete – durch eine Differenz unterbrochene – Einzelzustände addieren rekonstruktiv das Bild der Veränderung eines Zusammenhanges, einer Identität. Die Voraussetzung eines vor den unterschiedlichen Bildern liegenden Zusammenhanges degradiert die Einzelbilder zu Momentaufnahmen, zu einer Reihe von Standbildern. Die Topologie der Repräsentation liefert folgende Matrix: Der Fluss der Veränderung wird durch eine unterbrechende Differenz in Standbilder aufgetrennt, die wiederum als Momentaufnahmen eines davon unterscheidbaren Zusammenhanges gelten. Die Zusammenfügung zu einem Abbild erfolgt mit dem unhintergehbaren Bezugspunkt einer umfassenden Einheit.

Bei dem Versuch, die Bewegung komplett zu rekonstruieren, insbesondere die ausgewählten Intervalle immer kleiner zu taxieren, stößt die Rekonstruktion auf eine Grenze: in der Absicht, durch eine immer feinere Unterteilung der Bewegung habhaft zu werden, wird deutlich, dass eben dies im Paradigma der Repräsentation nicht funktionieren kann. »Die Bewegung lässt sich nicht mit Punkten in Raum oder Zeit, d.h. mit unbeweglichen ›Schnitten‹ rekonstruieren. Eine solche Rekonstruktion müsste so vorgehen, dass man diese Punkte mit der abstrakten Vorstellung einer Abfolge, einer mechanischen, homogenen, universellen und vom Raum abgelösten Zeit, die für alle Bewegungen dieselbe wäre, verknüpft. Und dann entgeht uns die Bewegung in doppelter Weise. Einerseits mag man noch so sehr zwei Punkte in Raum oder Zeit bis unendlich einander annähern: die Bewegung wird sich immer in dem Intervall zwischen ihnen ergeben, also hinter unserem Rücken. Andererseits kann man die Zeit solange teilen, wie

man will; die Bewegung wird stets in einer konkreten Dauer stattfinden, jede Bewegung wird also ihre eigene qualitative Dauer haben.« (Bebi: 13) Ein Bewegungsablauf, der kontinuierliche Übergangsverhältnisse zum Mittelpunkt macht, bringt die Grenze der Topologie der Repräsentation zum Vorschein. Die Differenz bringt, wenn ihr denn einzig eine trennende Eigenschaft eignet, die konkrete Dauer zum Verschwinden.

Um die konkrete Dauer zum Ausdruck zu bringen, ist eine Differenz gefordert, deren Exklusiveigenschaft nicht in der Unterbrechung besteht. Die Differenz bekommt mediale Qualitäten, insoweit sie nicht mehr durch ihre Unterscheidung das Feld für die Sichtbarkeit bereitet, sondern als fluides Synthetikum Basis für Wiederholungen und Kontraktionen ist. Der Unterschied in der Bauweise und Architektur der Differenz markiert eine Grenze, die oft wiederum mit einer weiteren Unterscheidung bezeichnet wird, etwa analog/digital (Wilden 1982) oder sichtbar/unsichtbar (Fuchs 2000).⁹¹

Eine kontinuierliche Veränderung lässt sich innerhalb einer Topologie der Repräsentation nicht fassen. Damit rückt eine Beobachtung in den Blick, die Aufschluss hinsichtlich der Bedeutung der Repräsentationsmatrix gibt. In Parallelstellung zu Überlegungen aus der Kino- und Bildtheorie ließe sich sagen, dass die Topologie der Repräsentation den Bereich des Wahrnehmbaren abmisst. Eine kontinuierliche Bewegung – ohne in Standbilder aufgelöst zu sein – entzieht sich offenbar einer spezifischen Logik der Repräsentation. »Die Bewegung hat ein wesentliches Verhältnis zum Unwahrnehmbaren, sie ist von Natur aus nicht wahrnehmbar. Die Wahrnehmung kann die Bewegung nur als Translation eines beweglichen Körpers oder als Entwicklung einer Form erfassen.« (MiPl: 382) Die Translation, die Verschiebung innerhalb eines (geometrischen) Raumes, ist die Wahrnehmung, die von der kontinuierlichen Bewegung als Unterschied zwischen den diskreten Bildern »übrig« bleibt. »Bewegungen, Arten von Werden, das heißt reine Verhältnisse von Schnelligkeit und Langsamkeit, reine Affekte liegen unterhalb und oberhalb der Wahrnehmungsschwelle. [...] Die Bewegung findet also *weiterhin* woanders statt: wenn man die Wahrnehmung als Serie darstellt, findet die Wahrnehmung immer jenseits der maximalen und diesseits der minimalen Schwelle statt, in sich ausdehnenden oder sich zusammenziehenden Intervallen (Mikrointervallen).« (Ebd.) Die Modellvorstellung einer repräsentati-

91 Die dekonstruktive Lektüre der Unterbrechung, die nicht allein Unterbrechung ist, sondern Sedimente einer Dauer behält, hat Nancy angedeutet: »In der Unterbrechung macht sich irgend etwas von selbst vernehmbar, was auch nach der Unterbrechung da bleibt. [...] Wenn eine Stimme oder Musik plötzlich unterbrochen wird, hört man genau von diesem Augenblick etwas Anderes, eine Mischung oder ein Dazwischentreten von mehrfachem Schweigen und von Geräuschen, die vom Klang verdeckt werden, und in diesem Anderen hört man wieder die Stimme oder die Musik, die gewissermaßen zur Stimme oder zur Musik ihrer eigenen Unterbrechung geworden ist: eine Art Echo, das nicht das wiederholt, dessen Widerhall es sein soll.« (zit.n. Ronell 2000: 285)

ven Topologie ist die eines diskreten Raumes. Sinneswahrnehmungen bestehen aus kontrahierten Intervallen, das sind Zeitintervalle, die zu einem Eindruck zusammengezogen, verdichtet werden. In der Herstellung dieser Intensität geht die Bewegung »selbst« der Wahrnehmung notwendig verloren, bzw. kann nur über die Vermittlung des Wahrgenommenen erschlossen werden. Das heißt nicht, dass die epiphänomenalen Zeichen der Bewegung nicht auf die unwahrnehmbare Seite angewiesen wären. »Trotzdem müssen wir gleich etwas berichtigen: die Bewegung ›muss‹ wahrgenommen werden, sie kann nicht umhin, wahrgenommen zu werden, denn das Unwahrnehmbare ist auch das *percipiendum*. Darin liegt kein Widerspruch. Wenn die Bewegung von Natur aus nicht wahrnehmbar ist, dann immer im Hinblick auf irgendeine Wahrnehmungsschwelle, die von Natur aus relativ ist, daher die Rolle der Vermittlung auf der Ebene spielt, wo die Verteilung von Schwellen und Wahrgenommenem stattfindet, die den wahrnehmenden Subjekten wahrnehmbare Formen gibt.« (MiPl: 383) Wahrnehmungsschwellen markieren den Übergang vom kontinuierlichen Werden zum Raum diskreter Zustände. Dadurch ist das Fokussieren im genauen Sinne möglich: die Auswahl kleinerer, engerer Intervalle markiert Mikro- oder Makroperspektiven. Dies ist etwa bei fotomechanischen Reproduktionen vom Wachstum einer Pflanze unmittelbar ersichtlich. Durch die Wahl anderer Zeitintervalle werden Veränderungsprozesse wahrnehmbar gemacht und weisen auf den Umstand, dass hinter den unbewegten Bildern des Stillstandes ein jeweils unwahrnehmbarer Prozess des Wachsens wirksam ist. »Es ist der Organisations- und Entwicklungsplan, der Transzendenzplan, der etwas Wahrzunehmendes darstellt, ohne selbst wahrgenommen zu werden, ohne wahrgenommen werden zu können.« (Ebd.) Letztlich konstruiert die Wahrnehmungsschwelle den Blick (eines Beobachters), das Wahrgenommene selbst. Diese Einsicht ist mit Blick auf die folgenden Betrachtungen deshalb interessant, weil sie die Möglichkeit eröffnet, »Beobachtungen« unabhängig von Subjekten zu denken, indem sie Beobachtungen als Produkte einer Logik der Repräsentation einstuft.⁹² Insbesondere ermöglicht dann die To-

92 »Weil die Wahrnehmung nicht mehr im Verhältnis zwischen einem Subjekt und einem Objekt liegt, sondern in der Bewegung, die diesem Verhältnis als Grenze dient, in der Zeitspanne, die damit verbunden ist. Die Wahrnehmung wird mit ihrer eigenen Grenze konfrontiert, sie ist mitten zwischen den Dingen, in der Gesamtheit ihrer eigenen Nachbarschaft, als Präsenz einer Diesheit in einer anderen, als Ineinandergreifen der beiden oder Übergang von einer zu anderen: nur auf die Bewegungen blicken.« (MiPl: 384) Die Parallelisierung zum hier vorgetragenen Gedankengang – insbesondere zur historischen Einordnung der Topologie der Repräsentation – ließe sich noch weiter treiben, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Veränderung des Blicks dadurch, dass spätestens seit Fechners *Elementen der Psychophysik* [1860] weniger kontinuierliche Sehqualitäten im Vordergrund stehen, sondern deren differentielle Systematisierung. »Fechners Formalisierung der Wahrnehmung geht auf die spezifischen Sehinhalte nicht mehr ein. Das Sehen ist nun wie die anderen Sinne auch durch abstrakte und austauschbare Größen beschreibbar. Wurde das Sehen zuvor – wie etwas in Goethes Farbenlehre – noch als eine Erfahrung von

pologie der Differenz vom Unwahrnehmbaren nicht allein im Duktus des Geheimnisvollen zu handeln, indem eine dichotome Unterscheidung zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren getroffen wird, mit der Konsequenz, dass im Anschluss daran nur noch das Sichtbare als analytisch klar konstruierbar angenommen wird. Ein unbestimmt hinter der Wahrnehmungsschwelle stehendes werdendes wird in toto als Verweishorizont mitgeführt, ohne über spezifische Mechaniken oder Ähnliches etwas auszusagen. *Diese Lücke soll eine dynamische Topologie füllen, die versucht, positive (operative) Aussagen über das Unbestimmte, Unsichtbare zu treffen.*

Solche Überlegungen mögen von vagem Überzeugungsgehalt sein, wenn sie die Sichtbarkeit/Bildlichkeit von Bewegungen zum Gegenstand haben. Die Übertragung erfolgt aber auf grundsätzlicherem Niveau. Deleuze wählt als Ausgangspunkt die Umstellung vom Begriff der Negation auf einen allgemeinen Bewegungsbegriff. Eine operative Lesart der Negation – die im dialektischen Sinne auf die Bewegung des Geistes abhebt – soll diese Ersetzung, diesen Tausch einsichtig machen.⁹³ »Wir stellen Nicht-A dx gegenüber, und entsprechend dem Symbol des Widerspruchs das der Differenz (Differenzphilosophie [i.O. dt.]) – und ebenso der Negativität die Differenz an sich selbst.« (DW: 220) Ersetzt wird *Nicht-A* durch dx . Dabei geht es um die Ersetzung einer durch die trennende Eigenschaft der Differenz begründeten Logik, die Zusammenhänge separiert und sie dann in Oppositionsgefüge, wie etwa zwischen A und Nicht-A, stellen kann. An deren Stelle wird mit dx eine unbestimmte Änderung von x gesetzt. Das Symbol dx bezeichnet eine unbestimmte Differenz von x . Einer verbreiteten provisorischen Modellvorstellung entsprechend, wird hier der Abstand zweier Punkte bezeichnet. Das leistet einer Interpretation der Differenz als einer bestimmten Differenz zwischen zwei Punkten Vorschub. Eine unbestimmte Differenz betont demgegenüber ein Intervall, in dem eine »stetige«, verteilte Änderung statthat. Sowohl die Schreibweise als auch die Denkweise sind (den Vorläufern) der ma-

Eigenschaften verstanden, so geht es nun um die *Erfahrung von Unterschieden in der Quantität* [Herv. W. F.], um die Tatsache, dass Empfindungen stärker oder schwächer sein können. Diese neue Bewertung der Wahrnehmung aber, die Vernichtung des Qualitativen in der Sinneswahrnehmung durch die arithmetische Homogenisierung ist ein zentraler Bestandteil der Moderne.« (Crary 1996: 150) Das Spiel von Identität und Differenz wird eingesetzt und eröffnet ein weites Feld für die Konstruktion der Sichtbarkeit bis hin zur Umsetzung in spezielle technische Topologien der Wissensverarbeitung, wie Latecki in *Digitale und Allgemeine Topologie in der bildhaften Wissensrepräsentation* (Latecki 1992) gezeigt hat. Es läuft also letztlich hinaus auf die Unterscheidung zwischen einer Topologie der Differenz, die eine teilende Differenz beinhaltet, und einer Topologie, die keine Teilung zulässt bzw. der Differenz keine trennenden Eigenschaften zuschreibt.

- 93 Diesen Schritt übersehen diejenigen, die zu einer Art Verteidigung der Dialektik gegen Deleuze antreten. Zumeist wird ein zu immobiles Verständnis der von Deleuze angebrachten unbestimmten Differenz in Form eines Differentials entwickelt. Vgl. etwa Krause 2001.

thematischen Analysis entnommen. Bei einer gegebenen Funktion, die einen Verlaufsprozess zum Ausdruck bringt, interessieren weniger die konkreten Werte an einzelnen Punkten, sondern das Änderungsverhalten. Wie stark verändert sich der Funktionswert in Abhängigkeit einer Änderung der Variablen? Gibt es Stellen, die nicht definiert sind, an deren Nähe sich also die Funktion nicht »vernünftig« verhält, etwa in dem Sinne, dass sie exorbitante Steigerungsraten aufweist?

Die Besonderheit der Einführung eines Differentials besteht also darin, dass dx keine bestimmte, konzise Differenz bezeichnet. Letztere ließe sich als eine (bestimmte) Differenz bestimmen und markierte so die Form eines identifizierbaren Zusammenhanges. Nicht eine bezifferbare bestimmte Veränderung wird vermessen, sondern der Vorstellung einer »allgemeinen« unbestimmten Veränderung Vorschub geleistet. Diese Vorstellung wird im Wesentlichen von der Annahme eines zugrunde liegenden Kontinuums getragen. Letzteres bedeutet nichts anderes, als dass zwischen zwei beliebig nahen Punkten immer noch ein weiterer gefunden werden kann – dieser Prozess *ad infinitum* betrieben führt am Ende zur Auflösung des Punktes. Dx ist also unbestimmt, insofern ihm eine Kontinuität unterliegt und ein Intervall mit unbestimmten Rändern ausfüllt/darstellt. Der Wechsel führt von einem Zusammenhang, dessen bestimmte Grenzen durch Unterbrechungen (Nicht-A) fixiert werden, zu einem unbestimmten (offenen) Kontinuum dx . »Das Kontinuum gehört tatsächlich zur Idee nur in dem Maße, wie man eine ideelle Ursache der Kontinuität bestimmt. Zusammen mit ihrer Ursache gefasst, bildet die Kontinuität das reine Element der Quantitabilität. Diese verschmilzt weder mit den fixen Quantitäten der Anschauung (*quantum*) noch mit den variablen Quantitäten als Verstandesbegriffen (*quantitas*). Daher ist das Symbol, durch das sie ausgedrückt wird, völlig unbestimmt; dx ist streng genommen nichts im Verhältnis zu x , dy nichts im Verhältnis zu y .« (DW: 221)

Die mediale Qualität der Differenz dx konturiert sich etwas deutlicher; zunächst durch das Verhältnis zu x . Es wird nicht mehr von einem spezifischen, abgegrenzten Zusammenhang ausgegangen, der etwa mit x bezeichnet wird. Es steht nicht mehr eine diskrete Variable, der ein Änderungsverhalten zukommt, am Ausgangspunkt, sondern ein unbestimmtes dx , das als Bezeichnung für eine Bewegung überhaupt dient. Nicht mehr die Fixierungen und Abgrenzungen sind von Interesse, sondern die unbestimmte Veränderung. Allerdings, wenn eine solche Veränderung dx »an sich« gedacht wird, verfügt sie über keinerlei Aussagekraft, die ergibt sich erst innerhalb eines *Systems von Prinzipien* und Differenzierungen, das sich im Prinzip in drei Schritten entfaltet: »Das Symbol dx erscheint zugleich als unbestimmt, als bestimmbar und als Bestimmung. Diesen drei Aspekten entsprechen drei Prinzipien, die den zureichenden Grund bilden: Dem Unbestimmten als solchem (dx , dy) entspricht ein Prinzip der Bestimmbarkeit [*Schritt 1, W. F.*]; dem real Bestimmbaren (dx/dy) entspricht ein Prinzip von Wechselbestimmung [*Schritt 2, W. F.*]; dem wirklich Bestimmten (*Werte von*

dx/dy) entspricht ein Prinzip durchgängiger Bestimmung [Schritt 3, W. F.].« (DW: 220)

Dieses Zusammenspiel der medialen Qualitäten von dx und deren Aggregationen bilden den Kern dessen, was im Zusammenspiel mit drei Wiederholungstypen die Mechanik von *Differenz und Wiederholung* ausbildet. Die Prinzipien der Bestimmung, der Wechselbestimmung und der durchgängigen Bestimmung verweisen aufeinander und ergeben nur in einem gemeinsamen *System der Mannigfaltigkeit* einen Ausdruck. Der Ausdruck »systematischer Lebendigkeit« eignet sich dadurch, dass jedem Bestimmungsprinzip seine Konkretion durch eine Wiederholung, durch eine Kontraktion zustande kommt. Wiederholung nicht als Wieder-ereignis eines diskret metrisierten atomistischen Universums, sondern als Verdichtung. Das Ereignen der Wiederholung verdeckt eine kontrahierende Intensivierung der Bestimmungsprinzipien. Letztere lassen sich in drei Schritten zu einem Bestimmungsprinzipiensystem zusammenfügen.

2.3.2.1. [Schritt 1: dx]

Der erste Schritt, nach dem der unbestimmten Differenz ein Prinzip der Bestimmbarkeit entspreche, kann als Grundlage aufgefasst werden. Etwas genauer: eine Bestimmbarkeit entsteht erst durch das Potenzial, das eine Differenz beinhaltet. Erst das Potential einer Bewegung ermöglicht einen Akt der Bestimmung.⁹⁴ Erst die ausgedrückte Differenz kann Etwas im Gegensatz zum Nicht(-Etwas) generieren. Kein Ausdruck ohne Bewegung. Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass es nicht darum geht, etwas von etwas Anderem zu unterscheiden und so in einem quasistrukturalistischen Vorgehen zu distinkten Unterscheidungen zu kommen (man unterscheidet dann wieder zwei Seiten einer Unterscheidung –

94 Bateson hat dies mit Bezug auf eine *bestimmte* Differenz am Beispiel Kants wie folgt ausgeführt: »Kant behauptet in der Kritik der Urteilskraft – wenn ich ihn recht verstehe – dass der elementarste ästhetische Akt die Auswahl einer Tatsache ist. Er führt aus, dass in einem Stück Kreide eine unendliche Anzahl potentieller Tatsachen stecken. Das Ding an sich, das Stück Kreide, kann niemals in die Kommunikation oder in den geistigen Prozess eingehen, weil ihm diese Unendlichkeit zukommt. Die Sinnesrezeptoren können es nicht annehmen; sie filtern es aus. Was sie tun, ist, bestimmte Tatsachen aus dem Stück Kreide zu selektieren, die dann in moderner Terminologie zur Information werden. Ich nehme an, Kants Behauptung lässt sich so modifizieren, dass sie sagt, im Umkreis und innerhalb des Kreidestücks sind unendlich viele *Unterschiede* [Herv. i.O.]. Es bestehen Unterschiede zwischen der Kreide und dem Rest des Universums, zwischen der Kreide und der Sonne oder dem Mond. Und innerhalb des Kreidestücks besteht für jedes Molekül eine unendliche Anzahl von Unterschieden zwischen seinem Ort und den Orten, an denen es hätte sein *können*. Von dieser Unendlichkeit selektieren wir eine begrenzte Anzahl, die zur Information werden. Was wir tatsächlich mit Information meinen – die elementare Informationseinheit – ist ein Unterschied, der einen Unterschied ausmacht [...]« (Bateson 1985: 582)

zwei Identitäten – und befindet sich im Grunde wieder in der Topologie der Repräsentation). Die erkenntnistheoretische Versuchung, die Differenz als Unterscheidung, als scheidende Relation zu lesen, ergibt sich daraus, dass sie »nichts im Verhältnis zu x « darstellt (ebd.). Deleuze weiter: »Das ganze Problem aber liegt in der Bedeutung dieser Nullwerte« (ebd.) Wenn die Differenz nicht als Unterscheidung eingesetzt wird, sondern einen Wert »an sich« bekommen soll, stellt sich die Frage, wie dx zu denken ist. Die prominenten Versuche, des Intervalls denkmächtig zu werden, bestanden in dem Versuch, sich seinen Rändern zu nähern – *Grenzgänge* zu vollziehen. Hegel in Richtung immer größerer Differenzen und Leibniz in Richtung immer kleinerer Differenzen. Die Alternative – die letztlich aus dem Geist des Wunsches nach einer Repräsentation der Differenz entstanden ist – substituiert dx durch einen interpolierbaren Grenzwert, und bereitet damit die Darstellung in der Topologie der Repräsentation vor. Der Weltgeist bei Hegel und die Null im Gefolge der analytischen Lesart Leibnizscher Reihenentwicklung. »Freilich sucht der Widerspruch [bei Hegel, *W. F.*] die Idee seitens der größten Differenz, während das Differenzial [bei Leibniz, *W. F.*] Gefahr läuft, in den Abgrund des unendlich Kleinen zu stürzen. Das Problem ist damit aber nicht richtig gestellt: Es ist falsch, den Wert des Symbols dx mit der Existenz der Infinitesimalen zu verbinden; aber es ist ebenso falsch, im Namen ihrer Ablehnung jenem Symbol jeglichen ontologischen oder gnoseologischen Wert zu verweigern.« (DW: 220) Die Alternative zwischen dem Größten und dem Kleinsten ist also ebenso »falsch« wie die Frage nach dem existenziellen Status des Grenzwertes. Die kategoriale Fehlstellung besteht darin, dass dem Wunsch nach konkreter Bestimmung vorgegriffen und dx mit einem Grenzwert äquivalent gesetzt wird – und das heißt letztlich: in Bezug auf die Identität bestimmt wird. Das Unbestimmte als solches generiert aber nichts weiter als die Bestimmbarkeit. Diese Bestimmbarkeit wird nicht aktualisiert, indem man das Unbestimmte auflöst, sondern indem es differenziert wird, indem die Differenz mit Bezug auf die Differenz gedacht wird.

2.3.2.2. [Schritt 2: dx/dy]

Den Modus, innerhalb dessen die Differenz auf die Differenz bezogen wird, nennt Deleuze das real Bestimmbare (dx/dy), dem ein Prinzip der Wechselbestimmung entspreche (vgl. ebd.). Das Besondere dieser Konstellation besteht darin, dass mit dx/dy ein Prozess formal gefasst wird, aus dem heraus etwas aus »nichts«⁹⁵ – im Sinne substanziellen Gehaltes – entsteht. Im Übergang *Vom Sein*

95 Für Anschlussüberlegungen in Bezug etwa auf die Automatentheorie, insbesondere den immer wieder im Rahmen der Diskussion um den *iconic turn* herausgestellten Zusammenhang, dass Computerbilder Bilder aus dem Nichts seien, die dennoch eine spezifische Materialität haben (vgl. dazu etwa Kittler 2004), ist die von Rot-

zum Werden (Prigogine 1992) wird nicht mehr im Ausgang der Unterscheidung von Sein und Nicht-Sein über die Existenz von etwas entschieden; der Ausdruck kann einzig an das Werden rückgebunden werden. Die Umstellung von einer Sache, einem Ding auf (seine) Veränderung [Schritt 1] wird insoweit fortgeführt, als dass jetzt auch noch die Referenz für die Differenz verändert wird. Es wird nicht mehr eine Bewegung dx auf x bezogen (schließlich ist sie unbestimmt im Bezug auf x), sondern dx auf eine weitere Differenz (z.B. dy). Eine alleinige Veränderung eines Gegenstandes bleibt ohne Ausdruck, wenn sie nicht auf eine weitere Veränderung bezogen wird. Vergleichbar mit der Entstehung von Summenphänomenen, wenn etwa vagabundierende Ströme in Netzwerken Oberwellen erzeugen, Schwingungskatastrophen provozieren.

Die Technologie eines solchen Prinzips der Wechselbestimmung wird deutlich, wenn die Operativität in konkreten Feldern, wie der Erkenntnistheorie, nachvollzogen wird (vgl. zum Folgenden auch Gualandi 1998: 58ff)⁹⁶. Deleuze bezieht sich an dieser Stelle auf die Modifikation der Kantischen Erkenntnistheorie durch Maimon. Maimons Variation des Kantischen Transzendentschemas besteht darin, dass eine Anschauung nicht anders als durch Bewegung gewonnen werden könne. Die entscheidende Radikalität der Umstellung von unbewegten Objekten x auf deren Veränderung dx besteht darin, dass Maimon nicht mehr von der Sukzession der Einzelmomente ausgeht (so wie es in der *Topologie der Einheitsorte* (Bickmann 1996) bei Kant vollzogen wird), sondern einer Idee kontinuierlicher Veränderung folgt und damit eine Umformatierung jenseits der üblichen Fixierungen auf Unterscheidungen betreibt, die letztlich einer Logik der Repräsentation Vorschub leisten. Maimons Umstellung hintertreibt dabei sowohl die Vorstellung eines zentralen Duals von Anschauung und Begriff als auch jene der Fortfolge einzelner diskreter Momente bei der Konstruktion eines Gesamtbildes. Bei ihm werden die (sinnlichen) Ausdrücke aus dem *kontinuierlichen* (*statt des diskreten*) Vielen heraus gesetzt an Stelle einer transzendentalen Logik, in der letztlich die rhapsodische Sinnlichkeit vermittelt (äußerer) Kategorien formatiert wird.⁹⁷ »Salomon Maimon ist es, der eine grundlegende Überarbeitung der Kritik

man getroffene Unterscheidung zwischen Null und Nichts (Rotman 2000) instruktiv.

96 Für Gualandi bleibt Leibniz auch bei der Wechselbestimmung in der Wahrnehmung die Hauptreferenz: »Pour Deleuze, ainsi que pour Leibniz, ce que mon corps perçoit maintenant comme clair, c'est le résultat d'un automatisme perceptif, d'un calcul différentiel opéré sur un système à plusieurs équations.« (Gualandi 1991: 60)

97 Der Bruch, den Maimon vollzieht – und mit ihm Deleuze –, ist jener mit der grundsätzlichen Opposition zwischen Form und Inhalt. Die transzendentalen Kategorien kommen als Formen den sinnlichen Inhalten hinzu. Insoweit wird an dieser Stelle erneut der Idee einer radikalen Immanenz Rechnung getragen. (Vgl. weiter oben) Maimon stellt die Folgen erkenntnistheoretisch wegweisend für Deleuze heraus, dass nämlich die Formen aus dem Material selber hervorgehen und nicht äußerlich hinzugefügt werden. DeLanda fasst diesen von Deleuze übernommenen Gedanken mit Bezug auf die Tradition wie folgt zusammen: »One constant in the history of

vorlegt, indem er die kantische Dualität von Begriff und Anschauung überwindet. Eine derartige Dualität verwies uns auf das äußerliche Kriterium der Konstruktibilität und beließ uns in einem äußeren Verhältnis zwischen dem Bestimmbaren (der kantische Raum als reine Gegebenheit) und der Bestimmung (der Begriff als gedachter).« (DW: 223) Zwar könne, so Maimon, jene Regel, die das Mannigfaltige der Anschauung auf eine kategoriale Bestimmung bringt, auf einmal gedacht werden, die Entfaltung, die Anwendung der Regel könne jedoch nicht anders als in einem operativen Fortgang bestimmt werden (fließend).⁹⁸ Eine Transzendentalphilosophie Kantscher Provenienz sei darin ungenügend, dass die Transzendentalität höchstselbst nicht mehr als ein starres Muster sei. Es müsse jedoch – gerade in der Logik transzendentaler Argumente – nach der Bedingung der Bedingtheit selbst gefragt werden, wenn der transzendentalphilosophische Diskurs den Erkenntnisdingen nicht äußerlich bleiben wolle. »Bei Kant bleibt also die *Differenz außerhalb* [Herv. von mir W. F.] und daher unrein, empirisch, von der Äußerlichkeit der Konstruktion abhängig, »zwischen« der bestimmbaren Anschauung und dem bestimmenden Begriff. Maimons Genie liegt im Nachweis dessen, wie ungenügend der Gesichtspunkt der Bedingtheit für eine Transzendentalphilosophie ist: Die beiden Terme der Differenz müssen in gleicher Weise gedacht werden – das heißt, dass die Bestimmbarkeit selbst so gedacht werden muss, dass sie sich auf ein Prinzip der Wechselbestimmung hin überschreitet.« (DW, 223) Wenn man die Bedingtheit der Möglichkeit mit einbeziehe, ergebe sich, dass sich die Erkenntnis nicht der Logik eines Abgleichs von Standbildern füge – wie sie in der Kategorienlehre vertreten wird. Sie entsteht im genauen Sinne im Fortgang (und nicht der getriggerten Sukzession) des Eindruckes, dem insbesondere keine fixierte und diskrete Kategorientafel vorausgehe. Eine Erkenntnis entsteht mit ihrer *Bildung*. »Das Wort Vorstellung, von dem primitiven

Western philosophy seems to be a certain conception of matter as an inert receptacle for forms that come from the outside. In other words, the genesis of form and structure invariably seems to involve resources that go beyond the capabilities of the material substratum of particular forms and structures. In some cases, these resources are explicitly transcendental, eternal essences defining geometric forms which are imposed on compliant and infertile materials, themselves incapable of any spontaneous morphogenesis. Aristotle's distinction between material and formal causes seems to fit this pattern, as do most Platonist philosophies and, until recently, most scientific theories of matter. Yet Gilles Deleuze showed in his work on Spinoza, not every Western Philosopher has taken that stance. In Spinoza Deleuze discovered another possibility: that the resources involved in the genesis of form are immanent to matter itself.« (Delanda 1999: 119)

- 98 »Ein Objekt erfordert zwei Stücke. Erstlich: eine entweder a priori oder auch a posteriori gegebene Anschauung; zweitens, eine vom Verstande gedachte Regel, wodurch das Verhältnis des Mannigfaltigen in der Anschauung bestimmt wird. Diese Regel wird vom Verstande nicht fließend, sondern auf einmal gedacht. Die Anschauung selbst hingegen (wenn sie a posteriori ist) oder die besondere Bestimmung der Regel in derselben (wenn sie a priori ist) macht, dass das Objekt nicht anders als fließend gedacht werden kann.« (Maimon 2004: 24)

Bewusstsein gebraucht, verleitet hier zu einem Irrtum; denn in der Tat ist dieses keine Vorstellung; d.h. ein bloßes Gegenwärtigmachen dessen, was nicht gegenwärtig ist, sondern vielmehr Darstellung, d.h. als existierend vorstellen, was vorher nicht war. Das Bewusstsein entsteht erst, wenn die Einbildungskraft mehrere sinnliche Vorstellungen zusammen nimmt, sie nach ihren Formen (der Folge in Zeit und Raum) ordnet, und daraus eine Anschauung bildet.« (Maimon 2004: 22) Weder die Tätigkeit der Einbildungskraft noch die des Verstandes kann angemessen erfasst werden, wenn angenommen wird, sie folgten der Tabulatur einer Kategorientafel oder idealtypisch ideell gegebener Gegenstände. Vielmehr werden Veränderungen, die an sich bedeutungslos sind, aufeinander bezogen und erzeugen so die Objekte. Etwa die Veränderung der Zeit, des Raumes, der Farbe u.v.m. »Die Sinnlichkeit also liefert die Differentiale zu einem bestimmten Bewusstsein; die Einbildungskraft bringt aus diesen ein endliches (bestimmtes) Objekt der Anschauung heraus; der Verstand bringt aus dem Verhältnisse dieser verschiedenen Differentiale, welche seine Objekte sind, das Verhältnis der aus ihnen entspringenden sinnlichen Objekte heraus. Diese Differentiale der Objekte sind die so genannten Noumena; die daraus entspringenden Objekte selbst aber sind die Phänomena. Das Differential eines jeden Objekts an sich ist in Ansehung der Anschauung = 0, $dx = 0$, $dy = 0$ usw.; ihre Verhältnisse aber sind nicht 0, sondern können in den aus ihnen entspringenden Anschauungen bestimmt angegeben werden.« (Maimon 2004: 23)⁹⁹ Die Sukzession, die das operative Moment der Entstehung der Objekte ausmacht, kann nicht in einer diskreten Abfolge etwa in einer Akkumulation von Basisteilen bestehen. Eine Entfernung wird nicht kognitiv ermessen, in dem eine bestimmte Anzahl von Zentimetern nacheinander bis zur Zielgröße aufaddiert werden. Auf diese Weise verschaffte sich die Kategorientafel über distinkte kleine Einheiten wieder Eingang in die Gewinnung von Erkenntnis, weil sich genau jene kleinen Basisteile wiederum dem Abgleich von äußerem Bild und Sache stellen müssten. Somit bildet schon die Operation der Sukzession höchstselbst den Widerpart einer kontinuierlichen Logik

99 Weiter heißt es: »Wenn ich z.B. sage Rot ist von Grün verschieden; so wird der reine Verstandesbegriff der Verschiedenheit nicht als Verhältnis der sinnlichen Qualitäten, (denn sonst bleibt die Kantische Frage quid juris übrig), sondern entweder nach der Kantischen Theorie, als das Verhältnis ihrer Differentialen, die Vernunftideen a priori sind, betrachtet. Der Verstand kann kein Objekt (außer den Formen der Urteile, die keine Objekte sind) anders als fließend denken. Denn da das Geschäft des Verstandes nichts anders als Denken, d.h. Einheit im Mannigfaltigen hervorzubringen, ist; so kann er sich kein Objekt denken, als bloß dadurch, dass er die Regel oder die Art seiner Entstehung angibt: denn nur dadurch kann das Mannigfaltige desselben unter die Einheit der Regel gebracht werden, folglich kann er kein Objekt als schon entstanden, sondern bloß als entstehend, d.h. fließend denken. Die besondere Regel des Entstehens eines Objekts, oder die Art seines Differentials macht es zu einem besonderem Objekt; und die Verhältnisse verschiedner Objekte entspringen aus den Verhältnissen ihrer Entstehungsregeln, oder ihrer Differentialien.« (Maimon 2004: 24)

eines unbestimmten Differentials dx . Die sich unendlich fortsetzende Teilung wird durch das *kontinuierlich* Viele ersetzt.

Damit wird ein Grundzug der repräsentativen Erkenntnistheorie umgestülpt: Um eines Objekts habhaft zu werden, wird dort ein möglichst allgemein fungierender Idealtyp gebildet, der – von allem überflüssigen Material befreit – in einem Modus der Re-Kognition (der äußeren Wiederholung) auf Anschauungen angewendet wird. Dagegen sind beim Ausgang von Differentialen die getilgten Reste, die Bewegungen, die Veränderungen und Unschärfen die entscheidenden Momente für die Objektkonstitution. Die in der repräsentativen Topologie von der Null aufgehobenen Differentiale heben sich unter dynamischer Betrachtung wechselseitig zu einem Wert ungleich Null auf.

Die wechselseitige Bestimmung ist nicht auf eine bestimmte Anzahl von Differentialen dx festgeschrieben (auch nicht auf die zwei – wie das verwendete Beispiel suggerieren könnte). Vielmehr muss bei jener differentiellen Konstitution von einer *Mannigfaltigkeit* der nicht näher bestimmten, aber festen Dimension n ausgegangen werden¹⁰⁰. Die Überlegungen Maimons gelten folglich nicht

100 Anhand der viel zitierten Formel $[n-1]$ lässt sich der Unterschied zwischen einer repräsentativen Topologie und einer dynamischen Topologie am Begriff der Mannigfaltigkeit verdeutlichen. Im gewöhnlichen Repräsentationsraum lässt sich eine triviale Mannigfaltigkeit der Dimension n dahingehend veranschaulichen, dass jede innerhalb der Mannigfaltigkeit darstellbare Figur sich auch als Linearkombination der Basiselemente darstellen lässt. Der einfachste Fall ist sicher die Mannigfaltigkeit der Dimension 1 – eine Gerade. Jeder Punkt auf der Linie lässt sich als Produkt aus einem Einheitsvektor auf dieser Linie und einem Skalar aus den reellen Zahlen darstellen. Für jede weitere Dimension wird entsprechend aufsummiert. Eine andere Mannigfaltigkeit hat Deleuze in der Logik des Rhizomatischen erklärt. »Das Rhizom lässt sich weder auf das Eine noch auf das Mannigfaltige zurückführen. Es ist nicht das Eine, das zu zwei wird, oder etwa direkt zu drei, vier oder fünf etc. Es ist kein Mannigfaltiges, das sich aus der Eins herleitet und dem man die Eins hinzuaddieren kann ($n+1$). Es besteht nicht aus Einheiten, sondern aus Dimensionen, oder vielmehr aus beweglichen Richtungen. Es hat weder Anfang noch Ende, aber immer eine Mitte, von der aus es wächst und sich ausbreitet. Es bildet lineare Mannigfaltigkeiten mit n Dimensionen, die weder Subjekt noch Objekt haben, die auf einer Konsistenzebene verteilt werden können und von denen das Eine immer abgezogen wird ($n-1$). Eine solche Mannigfaltigkeit kann in ihren Dimensionen nicht variieren, ohne ihre Beschaffenheit zu verändern und sich völlig zu verwandeln. Im Gegensatz zu einer Struktur, die durch eine Menge von Punkten und Positionen definiert wird, sowie durch binäre Beziehungen zwischen diesen Punkten und durch bi-univoke Verhältnisse zwischen den Positionen, besteht das Rhizom nur aus Linien [...].« (MiPl: 36) Es geht hier nicht darum, (wie es auch die Übersetzung nahe legt) immer die Mannigfaltigkeit um eine Dimension herabzusetzen. Es geht darum, jede Dimension ohne ihr jeweiliges Einheitsselement zu denken. Ohne den Basisvektor. Wenn man einer Mannigfaltigkeit in einer repräsentativen Topologie eine weitere Dimension n hinzufügt, passiert zunächst erstmal nichts. Jede bisher dargestellte Figur kann auch in der neuen x -dimensionalen Mannigfaltigkeit dargestellt werden, indem das Skalar dieser Dimension konstant $=0$ gesetzt wird und damit in der Linear-

nur für ein Dual von Differenzen, eine wechselseitige Bestimmung, sondern ebenso für eine Schar von Differenzen dx . M.a.W. nicht nur die Quantität der erfassten Differentiale ist von Interesse, sondern auch die *Form* ihrer Vielfalt – ihre Mannigfaltigkeit.

Genauso wie die Differenz nicht als konkrete Differenz, als diskret bestimmbare Veränderung begriffen wird, lässt sich der von Deleuze im Anschluss an Maimon aufgegriffene Mannigfaltigkeitsbegriff nicht mit Vorstellungen »diskreter Vielheit« erschließen. Präziser besteht die Maimonsche Lesart in einer Verschiebung des Mannigfaltigkeitsbegriffes dahingehend, dass er nicht mehr vor dem Hintergrund der Unterscheidung von Einheit und Vielheit bewertet wird. Es geht nicht mehr um das mehrfache Verhältnis des *Vielen* zum *Einen*, sondern um das alleinige »kontinuierlich Viele«. Das ist sowohl für den Begriff des Allgemeinen als auch für den Begriff des Systems von außerordentlicher Relevanz.

Kant hatte folgenreich die kanonische Unterscheidung zwischen Einheit und Vielheit eingesetzt, die als Grundlage für seine Figuration der Mannigfaltigkeit fungierte. »Ein Mannigfaltiges, das in einer Anschauung, die ich die meinige nenne, enthalten ist, wird durch die Synthesis des Verstandes als zur notwendigen Einheit des Selbstbewusstsein gehörig vorgestellt, und diese geschieht durch die Kategorie.« (KrV: B 144) Dabei wird der Vorstellung Vorschub geleistet, das verteilte Viele werde konstruktiv zur Einheit einer Vorstellung zusammengefasst. Die Kategorien bilden dabei ein formales Hilfsmittel, indem sie eine Basis des Mannigfaltigen festlegen. Dagegen, so Maimon, müsse nicht die Regel oder Einheit im Mannigfaltigen vorgestellt werden, sondern das Mannigfaltige selbst (vgl. Maimon 2004: 24f.). Damit besteht die grundlegende Umstellung vor allem darin, die Vorstellung einer Unterscheidung von einer den Zusammenhang gewährenden Einheit und einem daraus hervorgehenden Ganzen aufzugeben – und die Mannigfaltigkeit als kontinuierliches Werden zu begreifen, das von seiner inneren Prozesslogik bestimmt wird.

kombination nicht ergebniswirksam wird. Wenn hingegen eine rhizomatische Mannigfaltigkeit nicht durch das Rekombinationsvermögen ihrer Einheitsvektoren erzeugt wird, sondern durch eine Wechselbestimmung, verändert sich der Darstellungsraum ums Ganze, weil sich jeder Quotient notwendig ändert. Die radikale Mannigfaltigkeit entsteht durch den Abzug der Basisvektoren. Nur so lässt sich die radikale Dynamik der Mannigfaltigkeit erfassen, die in einer dynamischen Topologie verortet ist. »Le multiple, il faut faire, non pas en ajoutant toujours une dimension supérieure, mais au contraire le plus simplement, à force de sobriété, au niveau des dimensions dont on dispose, toujours $n-1$ (c'est seulement ainsi que l'un fait partie du multiple, en étant toujours soustrait) Soustraire l'unique de la multiplicité à constituer; écrire à $n-1$.« (Mipl [1980]: 13) Und nicht »in $n-1$ Dimensionen schreiben« (ebd.:16).

»Es gehört zur Perzeption, die Welt zu pulverisieren, aber auch, den Staub zu spiritualisieren. Das ganze Problem liegt darin, wie man von kleinen Perzeptionen zu bewussten Perzeptionen, von molekularen Perzeptionen zur massenartigen übergehen kann. Geschieht das durch einen Prozess der Totalisierung, wie wenn ich ein Ganzes erfasse, dessen Teile für mich unmerklich sind? So nehme ich das Rauschen des Meeres oder der Menschenansammlung wahr, nicht aber das Rauschen der Welle oder jeder Person, die gleichwohl die Komponenten sind. Obwohl Leibniz gelegentlich in solchen Ausdrücken der Totalität redet, handelt es sich um anderes als um eine Addition homogener Teile. Es handelt sich nicht um ein Verhältnis Teile-Ganzes, denn das Ganze kann ebenso un wahrnehmbar wie die Teile sein, wie wenn ich den Krach der Wassermühle *nicht* höre, weil ich daran gewöhnt bin. Und ein Rauschen, ein Schwindel sind Ganze, ohne notwendigerweise bewusste Perzeptionen zu sein. Leibniz präzisiert tatsächlich immer, dass das Verhältnis der kleinen Perzeption zur bewussten Perzeption in Wahrheit nicht eines des Teils zum Ganzen ist, sondern eins *des Gewöhnlichen zum Bemerkenswerten oder Beachtlichen*: »Das Bemerkenswerte muss aus Teilen bestehen, die selbst nicht bemerkenswert sind«. Dass eine bewusste Perzeption entsteht, wenn mindestens zwei heterogene Teile in ein Differentialverhältnis treten, welche eine Singularität definiert, müssen wir buchstäblich verstehen, d.h. mathematisch. [...] Es sei die Farbe Grün gegeben, so kann zwar Gelb und Blau perzipiert werden, wenn aber ihre Perzeption sich verflüchtigt, weil sie klein wird, treten sie in ein Differentialverhältnis dbl/dge , welches das Grün bestimmt. Und nichts hindert das Gelb oder Blau, jedes für sich, nicht bereits durch das Differentialverhältnis von zwei uns entgehenden Farben bestimmt zu sein oder von zwei Graden des Helldunkels $dy/dx = Gr$. Es sei Hunger gegeben: dazu muss der Mangel an Zucker, an Fett usw. in Differentialverhältnisse eintreten, die den Hunger als etwas Bemerkenswertes oder Beachtliches bestimmen. Es sei das Rauschen des Meeres gegeben: dazu müssen mindestens zwei Wellen als entstehende und heterogene im Kleinen perzipiert werden, damit sie in ein Verhältnis treten können, das die Perzeption einer dritten zu bestimmen vermag, die sich gegenüber den anderen »auszeichnet und bewusst wird.« (DiF: 142-144)

Die Mannigfaltigkeit des kontinuierlich Vielen wird damit durch die Aufgabe einschlägiger äußerer (negativer) Differenzen vorbereitet. Die Mannigfaltigkeit wächst, indem sie immer neue unbestimmte Differentiale via ihres »Systems« arrondiert. Die Wechselbestimmung setzt aus sich heraus ein immer weiter expandierendes System von Wechselseitigkeiten – sofern Differenzen zur Erzeugung ihrer eigenen Auslegung weiterer Differenzen bedürfen.

2.3.2.3. [Schritt 3: Die Werte von dx/dy]

Damit ist das erkenntnistheoretische Setting in einen Fluss des Werdens versetzt worden. Vor dem Hintergrund eines so wachsenden »virtuellen« rhizomatischen Ganzen stellt sich die Frage nach der Materialität des differentiell gewachsenen Gebildes, das sich nicht mehr der Gegenüberstellung eines erkennenden Subjektes einerseits und passiven Materials andererseits fügt. Was bewirken diese Systeme wechselseitiger Bestimmung? Wo lassen sich diese Ausdruckssysteme an-

siedeln? Deleuze vollzieht einen dritten Schritt im Entwurf einer operativen Differenztheorie, er fügt das »wirklich Bestimmte« hinzu [»dem wirklich Bestimmten (Werte von dx/dy) entspricht ein Prinzip durchgängiger Bestimmung« (DW: 220)]. Die »Wirklichkeit« entsteht aus einem System wechselseitiger Bestimmung durch ein Prinzip durchgängiger Bestimmung. Das heißt, dass die wechselseitige Bestimmung in ihrem virtuellen Gesamtraum an allen nur denkbaren Punkten Werte erzeugt. Das wirklich Bestimmte kann als eine Wertmenge aufgefasst werden. Wenn man dann die wechselseitige Bestimmung in eine bestimmte Richtung variiert, lässt sich eine Folge durch Auswahlkriterien konstruieren, die eine Konvergenzlinie aufweist. Bei einer solchen Konstruktion ist sichergestellt, dass die Folge niemals »aufhört«, dass jede weitere Variation (z.B. Verkleinerung, Vergrößerung) des Intervalls wieder auf Werte führt – wiederholbar ist. Durch die Kontraktion erscheint als Intensität des Ausdrucks seine unendliche Wiederholbarkeit, die in der durchgängigen Bestimmbarkeit enthalten ist. Die Umsetzung der durchgängigen Bestimmung, der Kontinuität wird wesentlich durch die Wiederholung vollzogen (vgl. Abschnitt 3.3.3.), die in unterschiedlichen Prägungen Ereignisse statthaben lässt.

Es lässt sich an diesem Punkt aber auch noch mal der Abzweig zwischen einer repräsentativen Topologie und einer dynamischen Topologie als Überhöhung der durchgängigen Bestimmung markieren. Damit kann die figürliche Unterscheidung an Hand der Unterscheidung zwischen Punkt und Linie verdeutlicht werden. Die Konvergenzpunkte, die sich durch die durchgängige Bestimmung konstruieren lassen, erscheinen in der repräsentativen Topologie als »relevante Eckdaten«. Der Ausdruck der wechselseitigen Bestimmung wird *entdinglicht*, indem der operative Erzeugungsprozess ausgeblendet wird und auf einen virtuellen Endpunkt fokussiert wird. Der Erzeugungsprozess erstarrt in seiner Verlängerung, dem Abbild, als Fluchtpunkt. Dem wird jeweils eine Sache außerhalb seiner selbst zugeordnet. Zwar findet die Tatsache Erwähnung, dass Grenzwerte durch eine gewisse Unerreichbarkeit gekennzeichnet seien. Letzteres geht aber praktisch als Nebenbemerkung in die Rechnung mit ein. Der Grenzwert verdichtet das Prinzip der durchgängigen Bestimmung. Wiederholbarkeit wird in Erreichbarkeit und Begrenzbarkeit umgeschrieben. Dies geschieht insbesondere durch die Tilgung der »kleinen« Werte – sie werden als zu vernachlässigende Restgrößen eliminiert – bzw. wird ihnen nur noch marginale Bedeutung zugemessen.

»Die Frage der Interpretation der Differentialrechnung hat sich zweifellos in folgender Form gestellt: Sind die unendlich kleinen Werte real oder fiktiv? Von Anfang an handelt es sich aber um etwas Anderes: [Muss die Differentialrechnung vom unendlich Kleinen her verstanden werden, oder muss sie das strenge Statut einer endlichen Repräsentation erhalten; *neu übersetzt W. F.*] Die wahre Grenze, durch die die moderne Mathematik definiert wird, läge nicht in der Differentialrechnung selbst, sondern in anderen Entdeckungen wie der Mengenlehre, die, selbst wenn sie ihrerseits ein Axiom des Unendlichen benötigt, nichtsdesto-

weniger eine strikt endliche Interpretation der Differentialrechnung vorschreibt.« (DW: 226-227) Die Frage ist, ob man bei der Differentialrechnung die unendlich kleinen Werte zugunsten eines Fluchtpunktes vernachlässigen kann. Dieser Schritt ist insbesondere durch die Formalisierung des Unendlichkeitsbegriffes möglich geworden (vgl. auch: Abschnitt 1.3.1. *Grundlagenstreit der Mathematik*). Offensichtlich ist, dass der genetische Charakter der Differentialrechnung zu verschwinden droht. »Man weiß nämlich, dass der Begriff des Grenzwertes seinen phoronomischen Charakter eingebüßt hat und nur noch statische Erwägungen umfasst; dass die Variabilität nicht länger einen progressiven Durchgang durch alle Werte eines Intervalls repräsentiert [...] An dieser Stelle ist der Strukturalismus entstanden, während zugleich die genetischen oder dynamischen Bestrebungen der Differentialrechnung verschwunden sind.« (DW: 227)

In der Topologie der Repräsentation wird diese Form auf eine Alternative gebracht: entweder die Sukzession des Differentials läuft unendlich weiter, ohne dass ein bestimmter Wert fokussiert werden kann. Oder ein solcher Wert kann angenommen werden. Im ersten Fall verlieren sich die Differenzen im unendlich Großen – noch jenseits des Hegelschen Weltgeistes – ihnen kann nur noch eine Divergenz attestiert werden (nicht ohne die Divergenz zu bezeichnen – in der Regel mit einem formalen Begriff der Unendlichkeit). Im anderen Fall vermag ein bestimmter Wert eine unendliche, aber zu vernachlässigende Näherung aufzunehmen. In jedem Falle verschwinden die Differenzen im Ergebnis. Sie können keinerlei positiven Wert annehmen, sie dienen einzig der Unterteilung von identischen Werten.

Die Topologie der Repräsentation ist somit verantwortlich für die Eingrenzung der Differentialrechnung in eine Alternative. »Wenn man von der Metaphysik der Differentialrechnung spricht, so handelt es sich eben um diese Alternative zwischen der unendlichen und der endlichen Repräsentation.« (Ebd.) Die Differentialgleichungen würden, indem sie als Hilfsgleichungen betrachtet werden, auf eine Fehlerkompensation degradiert, die nur zwischen festen oder endlichen Quantitäten sinnvoll ist.

Insoweit ist die Alternative zwischen endlicher und unendlicher Repräsentation selbst Verlängerung der Repräsentation. Unterschieden/diskriminiert wird mit Blick auf die Lösbarkeit; die Differenz verschwindet im Ergebnis. Die Differentialität der Differenz verschwindet, sobald sie in das Raster einer auf Repräsentation ausgerichteten Topologie gebracht wird – indem die wechselseitige Bestimmung einem endlichen Grenzwert unterworfen wird, oder in eine Reihe des Fortgangs von Einzelelementen eskamotiert wird. Die Differenz dient nur noch als Unterbrechung und liefert darin den Differentialen einen diskreten (repräsentativen) Fonds, der Grundlage weiterer Betrachtungen wird. Aus dem Blick – im genauen Sinne – gerät die Differentialität der Differenz, das Element des Problematischen, das sich nicht dem Zusammenspiel der Differenz als Unterbrechung und der Identität als Zusammenhang fügt. »Mit seinem extrapositionalen Charakter aber fällt das Element des Problematischen nicht in die Repräsentation

tion. Weder besonders noch allgemein, weder endlich noch unendlich ist es das Objekt der Idee als Universales. Dieses differentielle Element ist das Spiel der Differenz als solcher, die sich weder durch die Repräsentation vermitteln noch der Identität des Begriffs unterordnen lässt.« (DW: 229)

2.3.3. Wiederholen als Kontrahieren – Synthetisierungen von Differenzen

In der dynamischen Topologie erfolgt keine Festsetzung von Konvergenzpunkten, die im Zusammenspiel von Identität und Differenz eine fixierte Abbildung ergeben. Insbesondere tritt die Differenz aus dem Schatten des Negativen heraus, indem sie nicht mehr Unterbrechungen sistiert, sondern als dx Veränderungspotentiale bereitstellt, die ideell die Bestimmbarkeit, die wechselseitige Bestimmung und kontinuierlich wirkliche Werte ergeben. Diese Bereitstellung wird durch die Wiederholung aktualisiert. Die Wiederholung ist nicht als eine Form »äußerer« Wiederholung zu verstehen, die von einem abgegrenzten Sachverhalt zum nächsten übergeht, sondern als »innere« Wiederholung, die dx auf eine weitere Veränderung bezieht und dadurch einen Ausdruck erzeugt bzw. aktualisiert. Nicht bestehende Sachverhalte werden erneut aufgerufen, sondern durch eine Wiederholung erst erzeugt. Die Wiederholung operiert dabei auf dem System der Differenzen. Die Figuration der Differenz(en) dx in der Idee der Bestimmbarkeiten bereitet ein mediales Feld für Ausdruckssysteme. Jenes Feld ist Ausgangsort für die Operation der Wiederholung.¹⁰¹

Die Wiederholung wird in einer Vielzahl von Entwürfen mit zwei fundamentalen Ansprüchen konfrontiert: mit der Regel der Diskontinuität und dem Selbstbegründungsparadox. Deleuze stellt beide an den Ausgang seiner Überlegungen und beginnt mit dem Problem der *Diskontinuität*. »Die Regel der Diskontinuität oder Augenblicklichkeit der Wiederholung lautet: Das eine erscheint nur, wenn das andere verschwunden ist. So der Zustand der Materie als *mens momentanea*. Wie aber könnte man vom ›zweiten‹, vom ›dritten‹, vom ›selben‹ sprechen, da

101 »Im Anfang ist die Wiederholung. Derrida spricht von der ›travail itinérant de la trace‹, der ›wegbahnenden Arbeit der Spur‹, und von der ›trace qui trace‹, der ›Spur die ihre Spur zieht‹ oder ›reißt‹ und auf diese Weise ›se fraye elle-même son chemin‹, ›sich selbst ihren Weg bahnt‹. In Begriffen wie ›Spur‹, ›Ur-Spur‹ oder ›différance‹ fallen quasi transzendente Konstitutionsanalyse und empirische Beschreibung zusammen: In jeder Bahnung wiederholt sich gleichsam das erste Mal einer ersten Bahnung, eines ersten Einschnitts, und so wird auch niemals die Gewalt einer ersten Öffnung getilgt. Aber das erste Mal ist kein identifizierendes erstes Mal, mit dem alles anfängt, ist nicht der auszeichnbare Nullpunkt einer sich anschließenden Bewegung, sondern der mitgetragene supponierte Effekt einer sich perpetuierenden Wiederholung: Ohne Wiederholung kein erstes Mal, erst die Wiederholung setzt ein erstes Mal und löscht es als absoluten Anfang sogleich wieder aus, da es als erstes Mal eben von der Wiederholung, vom zweiten und n-ten Mal abhängt.« (Gondek 1998: 205)

sich die Wiederholung in dem Maße auflöst, wie sie entsteht? Sie hat kein Ansich.« (DW: 99)¹⁰² Unter den Bedingungen eines Repräsentationsraumes, in dem Sachverhalte durch Differenzen eindeutig getrennt sind, in dem sich Zusammenhänge nur dann neu ereignen, wiederholen können, wenn sie durch eine Differenz eindeutig voneinander getrennt sind, kann die Wiederholung nur in dieser Form erscheinen. Denn der Zusammenhang ist exklusive topologische Eigenschaft der Identität. Wie soll das Gleiche wiederkommen, wenn es vorbei ist? Wie wird ein Wiederholungszusammenhang hergestellt, wenn er durch die Differenz radikal getrennt ist? Wie soll eine Wiederholung hergestellt werden, wenn das Wiederholte verschwunden ist? Durch die Trennung dessen, was zusammengefügt werden soll, gerät die Konstitution der Wiederholung im Repräsentationsraum zu einem *Paradox*: einerseits muss die Wiederholung von sich wiederholenden getrennten Objekte begründet werden, andererseits vom Geist, der sich erwartet. »Die Wiederholung (aber man kann eben noch nicht von Wiederholung sprechen) ändert nichts am Objekt, am Sachverhalt AB. Dagegen ergibt sich eine Veränderung im betrachtenden Geist: eine Differenz, etwas Neues *im* Geist. Wenn A erscheint, erwarte ich nun das Erscheinen von B. Ist dies das Fürsich der Wiederholung als eine ursprüngliche Subjektivität, die notwendig in deren Bildung eingehen muss? Besteht das Paradox der Wiederholung nicht darin, dass man von Wiederholung nur auf Grund der Differenz oder Veränderung sprechen kann, die sie in den Geist einführt, der sie betrachtet? Auf Grund dieser Differenz, die der Geist der Wiederholung entlockt?« (DW: 99; für eine Interpretation der Wiederholung in Anschluss an dieses Paradox vgl. Strowick 1999)

Genau dann, wenn die Sache der Wiederholung in der repräsentativen Topologie der Differenz zum Ausdruck kommen soll, scheint sie sich gleichsam zu entziehen. Das durch Differenzen aufgetrennte *tableau* der Zusammenhänge gibt die Wiederholung nicht anders denn als unmögliche Paradoxie zu denken. Die Kontinuität, die einer Wiederholung innewohnt, die etwa in der Erwartung eines Ereignisses zum Ausdruck kommt, steht in einem Widerspruch zur Trennung der Einzelelemente. Die Wiederholung soll die Singularität der Intensität mit der Geschiedenheit der Momente zusammenführen. Die Wiederholung betont die Koexistenz in der Sukzession der Einzelmomente (vgl. Paar 2005). Die Wiederholung dramatisiert das gemeinsame Moment der partikularen Fälle (vgl. McMahon 2005). Die Wiederholung beansprucht den Platz der Stiftung unter der Oberfläche der Einzeldinge (vgl. Williams 2003: 83f.).

Die Wiederholung macht vor allem eines: sie wiederholt. Die Schwierigkeit, ihr Eigenverhalten zu denken, kommen offenbar genau dadurch zustande, dass

102 Vgl. auch: »Identische Elemente wiederholen sich nur unter der Bedingung einer Unabhängigkeit von ›Fällen‹, einer Diskontinuität von ›Malen‹, die bewirkt, dass das eine nicht erscheint, ohne dass das andere verschwunden ist: In der Repräsentation ist die Wiederholung wohl gezwungen, sich zugleich mit ihrer Bildung aufzulösen.« (DW: 356)

sie in einem in diskrete Einzelzusammenhänge aufgeteilten Grundraum gedacht wird, der dann paradoxe Verhältnisse provoziert. Ein Alternativentwurf besteht darin, die Versöhnung von Mechanismus und Kontinuität zu betreiben (vgl. mit Bezug auf Leibniz Alcantara 2003), ohne auf Eigenschaften der repräsentativen Topologie zurückzugreifen. Einen Mechanismus zu denken, der nicht auf getrennte Elemente zurückgreift. Eine Kontinuität zugrunde zu legen, die nicht unter der Ägide der Identität steht. Die Wiederholung ereignet sich nicht *zwischen* zwei Einzeldingen, sondern *im* differentiellen Medium. Der Getrenntheit der Zustände wird im operativen Moment der Wiederholung einerseits Rechnung getragen, weil eine Wiederholung wiederholt, und gleichzeitig wird sie im intensivsten Punkt der Wiederholung aufgehoben. Damit muss in der Beschreibung von Werdensprozessen auch im Falle der Berufung auf jenseits des Repräsentierbaren stehender Momente nicht gleichzeitig das Operative Moment aufgegeben werden (es lässt sich sogar das Gegenteil denken: Gerade in der Überzeichnung des operativen Momentes mit Hilfe etwa des Konzeptes der abstrakten Maschinen können Werdensprozesse zum Ausdruck kommen; vgl. dazu Schmidgen 1997).

Deleuzes Theorie der Wiederholung lässt sich als Konstruktion einer Wiederholungsmaschine lesen. Die Wiederholungen arbeiten auf/am/im Medium der Differenzen. Die Wiederholung lässt sich offenbar nicht an einem ihr äußerlichen Algorithmus, an dessen wiederkehrenden Elementen konfirmieren. Die Wiederholung ist tief in die Konstituenten einer unbestimmten Differenz eingelassen. Deleuze führt unterschiedliche Typisierungen ein, etwa die Unterscheidung zwischen »geistiger« und »materieller« Wiederholung, um die auf Repräsentation abhebende äußere Wiederholung von jener inneren Wiederholungsmaschine zu unterscheiden. »Es besteht ein großer Unterschied zwischen den beiden Wiederholungen, der materiellen und der geistigen. Die eine ist eine Wiederholung von unabhängigen sukzessiven Augenblicken oder Elementen; die andere ist eine Wiederholung des Ganzen auf verschiedenen koexistierenden Ebenen. Daher stehen auch beide Wiederholungen in einem ganz unterschiedlichen Verhältnis zu ›Differenz‹ selbst. Die Differenz wird der einen entlockt, und zwar in dem Maße, wie sich die Elemente oder Augenblicke in einer lebendigen Gegenwart kontrahieren. In der anderen ist sie in dem Maße enthalten, wie das Ganze die Differenz zwischen seinen Ebenen umfasst. Die eine ist nackt, die andere bekleidet; die eine bezieht sich auf Teile, die andere auf das Ganze; die eine auf die Abfolge, die andere auf die Koexistenz; die eine ist aktuell, die andere ist virtuell; die eine ist horizontal, die andere vertikal.« (DW: 116-117)

Die Differenz zwischen den Wiederholungen ist von wesentlicher Bedeutung. Die horizontal operierende Wiederholung wiederholt der Länge nach sukzessiv einzelne Elemente – führt sie zu einem Moment der Wiederholung zusammen. Die vertikal (in die Tiefe) operierende Wiederholung inauguriert die Momente der Wiederholung. Das erzeugt die theoretische Versuchung, eine Wiederholung auf der Oberfläche von einer Wiederholung in der Tiefe zu unter-

scheiden. Allerdings birgt genau diese Unterscheidung die Gefahr, die gesamte Autorität der inneren Wiederholung zuzugestehen und jene auf der Oberfläche komplett zu sekundieren – sich auf eine Fluchtlinie jenseits der Repräsentation zu begeben.¹⁰³

Eine Unterscheidung auf der Folie unterschiedlicher Topologien umgeht dieses (normative) Problem. Dadurch kann der einseitigen Logik der Unterscheidungen von Innen/Außen oder Tiefe/Oberfläche entkommen werden. Die äußere Wiederholung (die Wiederholung am Objekt) entfaltet die Installation betrachtender Subjekte, der Beobachtung – des gesamten Repräsentationsraumes.¹⁰⁴ Die innere Wiederholung (die Veränderung im Subjekt) ist Moment der Stiftung und Verdichtung von Intensitätszusammenhängen, Einsetzungsformel für die wissens- und beobachtungstechnisch unverfügbaren Bestände. Die Wiederholung *kontrahiert*¹⁰⁵ im Medium *dx*. Die Topologie der Wiederholung bei Deleuze ent-

103 Diese Lesart wird durchaus prominent vertreten und von Deleuze durch seine Nietzsche-Lektüren nahegelegt. In der Figur der Bejahung der Differenz wird nicht von der systematischen Konstellierung eines differentiellen Gefüges ausgegangen, sondern als eine Art »Heraufkunft des Werdens« die Differenz aus der Tiefe von jener Wiederholung angetrieben. »Das Werden ist Sein, das Viele das Eine, der Zufall die Notwendigkeit. Die Bejahung des Werdens ist die Bejahung des Seins usw., vorausgesetzt, dass sie zum Objekt der zweiten Bejahung wird, die sie zu neuer Macht emporträgt. Sein wird dem Werden, das Eine dem Vielen, die Notwendigkeit dem Zufall zugesprochen, vorausgesetzt, dass das Werden, das Viele und der Zufall sich in der zweiten Bejahung reflektieren, die sie zu ihrem Objekt macht. So ist der Bejahung eigen, wiederzukehren, und der Differenz, sich zu wiederholen. Wiederkehren ist das Sein des Werdens, das Eine des Vielen, die Notwendigkeit des Zufalls: das Sein der Differenz als solches oder die Ewige Wiederkunft« (NuP: 204).

104 Auf diesen Zusammenhang komme ich im Zusammenhang mit der Interpretation der *Laws of Form* noch einmal zurück. Vgl. auch (DW: 356): »Darum muss man, um die Wiederholung zu repräsentieren, hier und da betrachtende Seelen installieren, passive Ichs, subrepräsentative Synthesen, Gewohnheiten, die die Fälle oder Elemente ineinander zu kontrahieren vermögen, um sie daraufhin in einem Aufbewahrungsraum und in einer Aufbewahrungszust wiederherzustellen, die der Repräsentation zugehören.«

105 Der Begriff der *Kontraktion* wird von Deleuze praktisch als Synonym für den Begriff der Wiederholung eingesetzt. Er ist insbesondere inspiriert durch Bergsons Gedächtnistheorie, die sich – vergleichbar mit Derridas Einlassungen zum Begriff des Archives (Derrida 1997) – gegen einen Gedächtnis- und Wahrnehmungsbegriff als Akkumulationsbewegung wendet. »So kurz man die Wahrnehmung auch ansetzen mag, so erfüllt sie doch immer eine gewisse Zeit und bedarf folglich einer Anstrengung des Gedächtnisses, durch welche die einzelnen Momente ineinandergedehnt und verschmolzen werden. Selbst die ›Subjektivität‹ der Empfindungsqualitäten besteht, wie wir zu zeigen versuchen wollen, hauptsächlich in dieser *Kontraktion* [Herv. W. F.] des Wirklichen, die unser Gedächtnis leistet. Kurz, das Gedächtnis, das einerseits einen Kern von unmittelbarer Wahrnehmung mit einer Hüllen von Erinnerungen umwebt und andererseits eine Mehrzahl von Momenten in eins zusammenzieht, bildet bei der Wahrnehmung den Hauptbestandteil des individuellen Bewusstseins, die subjektive Seite unserer Er-

wickelt sich zwischen dieser Alternative, ohne die Mechanizität der äußeren Wiederholung aufzugeben und ohne die Unbestimmtheit der inneren Wiederholung zu verdrängen.¹⁰⁶

Im Wesentlichen lassen sich drei Schichten der Wiederholung analytisch unterscheiden, die sich jeweils einem Bestimmungsmoment der Differenz zuordnen lassen.¹⁰⁷ Zunächst ein Wiederholungsmodus als elementare Kontraktion der Gegenwart, der auf der unbestimmten Differenz dx die Bestimmung kontrahiert (Abschnitt 2.3.3.1.). Dann der Wiederholungsmodus als Konstitutionsmechanismus der Vergangenheit, der das Prinzip der wechselseitigen Bestimmung dx/dy aktualisiert (Abschnitt 2.3.3.2). Schließlich kontrahiert ein dritter Modus »die Gesamtheit, die Reihe und den Endzweck der Zeit« (DW: 127), indem die Wertemenge von dx/dy als Zukunft entfaltet wird (Abschnitt 2.3.3.3). Die Wiederholung ist das differenzierende Moment der Differenz, deren Mechanik sich in einer spezifischen Topologie jenseits der Repräsentation entfaltet.¹⁰⁸ Zwar indiziert Deleuze die Wiederholungsebenen in zeitlichen Dimensionen (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft), es wird allerdings auch das Ereignis mitkonstituiert (vgl. Schaub 2003), sodass die Theorie der Wiederholung nicht als reine Zeitkonstitution gelesen werden muss.

kenntnis der Dinge.« (Bergson 1991: 18-19) Die Kontraktion zieht zusammen, d.h. die unbestimmten Differenzen dx werden durch die Wiederholung fortwährend komprimiert, sodass aus ihnen ein Ausdruck erwachsen kann. Nicht zu verwechseln mit der Montage, der Zusammenstellung fertiger Bilder (so wie es etwa Melitopoulos (2003) im Anschluss an Bergson vollzieht).

- 106 »Indem wir die Wiederholung im Objekt betrachten, bleiben wir diesseits der Bedingungen, die eine Idee der Wiederholung ermöglichen. Indem wir aber die Veränderung im Subjekt betrachten, sind wir bereits jenseits davon und mit der allgemeinen Form der Differenz konfrontiert. Daher impliziert die ideelle Konstitution der Wiederholung eine Art retroaktiver Bewegung zwischen diesen beiden Grenzen. Sie entspinnt sich zwischen diesen beiden.« (DW: 100) Ohne diesen Ort des Dazwischen zerfällt eine Wiederholung in invariante Elemente und Elemente des Neuen. In dem Versuch, Anschluss an eine Vermittlung dieser unterschiedlichen Momente zu gewinnen, entwickelt sich eine »Dialektik der Wiederholung« (vgl. dazu nach wie vor Kierkegaard 1991 [1843]).
- 107 Zum einfacheren Verständnis des Wiederholungsbegriffes und seiner Instanzen wird im Folgenden die rein topologische Perspektive verfolgt. Deleuze selbst bindet seine Überlegungen zur Wiederholung immer noch an die Perspektive der Repräsentation zurück. Das kompliziert die Verhältnisse allerdings. »Die Konstitution der Wiederholung impliziert bereits drei Instanzen: jenes Ansich, das sie im Undenkbaren belässt oder sie in dem Maße auflöst, wie sie sich bildet; das Fürsich der passiven Synthese; und auf diese gegründet die reflektierte Repräsentation eines »Füruns« in den aktiven Synthesen.« (DW: 101)
- 108 Dass eine Unterscheidung zwischen Algebra und Geometrie weiterführt, um etwa Derridas und Deleuzes Ansatz in ein Verhältnis zu setzen, scheint mir nicht unbedingt aussichtsreich (vgl. dazu Plotnisky 2003). Man kann topologisch dagegen zwischen der Struktur der Wiederholung, der Rekursion und der Iteration vergleichen (vgl. dazu Harries-Jones 2005; McNeil 2004).

2.3.3.1. Elementare Kontraktionen: Die Konstitution der Dinge in der Gegenwart

Der Wechsel von der atomistischen Dingwelt zur dynamischen Ordnung des Werdens setzt die Vorannahme gegebener Zusammenhänge, denen eine Veränderung zukommt außer Kraft. In der Topologie der Repräsentation wird »die Welt« im Wesentlichen durch eine unterbrechende Differenz, durch einen Unterschied erzeugt, der Objekte und Sachverhalte voneinander trennt, distanziert und damit die Architektur für eine Zuordnungsvorschrift bereitstellt, sodass das Sein eines Zusammenhanges von jenem eines anderen unterschieden wird. Innerhalb einer solchen Matrix wird von einem Universum der fixierten Einheiten ausgegangen. Zeit und Raum werden als Transzendentalien vorausgesetzt. In letztere werden Werdensprozesse als die Einheiten affizierende Transformationen geschrieben. Somit ist das Werden dem fixierten Sein nachgeordnet.

Einen Unterschied ums Ganze bringt die Vorrangstellung des Werdens zum Ausdruck. Die Differenz dx vollzieht nicht eine Trennung von Einheiten, sondern schafft die mediale Voraussetzung für eine gleitende Veränderung, eine Bewegung. Innerhalb dieser Topologie wird nicht durch eine Differenz ein separiertes Momentum in einer Ordnung festgeschrieben. Jenseits der Fixation kann nur eine Veränderung eine empfundene Qualität ausdrücken. Damit wird die Konstitution von Erkenntnis und Einsicht nicht auf eine Introspektion in die Dinge begründet; indem etwa am Leitfaden der Geometrie ein invariantes Ideal das Sein der Dinge aussagt, sondern die Konstitution der Einzeldinge hat ein Werden als Ausgangsformation.¹⁰⁹ In Deleuzes Topologie wird dieses Werden zur Zentralinstanz, die durch das Zusammenspiel von Differenz und Wiederholung entfaltet wird.¹¹⁰ Die

109 Auf einem halben Weg zur folgenden Betrachtung findet sich das Konzept einer »dynamischen Stabilität«, das Objekte als prinzipiell bewegliche, allerdings selbststabilisierende Einheiten vorstellt, wie sie insbesondere von Glanville (1975, 1988) herausgearbeitet wurde. Interessant ist, dass Glanville zwar den Zusammenhang von Architektur und Kybernetik in einem sehr weiten Sinne herstellt, indem er behauptet, lokale architektonische Gegebenheiten würden »mental maps« (prä)figurieren, ohne aber eine ernsthafte topologische Schlussfolgerung daraus zu ziehen.

110 Es sei auf die Bedeutung genau dieser Vorgehensweise auch für das folgende dritte Kapitel hingewiesen. Jene wenigen Interpretationen der Luhmannschen Systemtheorie, die das Werden an den Ausgangspunkt stellen (wie es innerhalb des Theorierahmens dynamischer Systeme auch nicht erstaunt), schließen daran wieder mit einer quasi repräsentativen Topologie an, in denen die Eindeutigkeit der Unterscheidungen usw. von zentraler Bedeutung ist. Vgl. etwa Feltes (1999: 190ff.): »Wie oben angesprochen, ist der Ausgangspunkt der Luhmannschen Systemtheorie nicht die Einheit eines »stabilen« substantiellen Identitätsbegriffs, sondern das Prinzip der Bewegung, der aktuell gegebene Zusammenstand des differentiellen Geschehens. Soll aus dieser Bewegung etwas Bleibendes entstehen bzw. erkennbar werden, muss es ein Prozessieren von Unterscheidungen geben. Im Mittelpunkt der Luhmannschen Theorie stehen also pluralistische Differenzen

Wiederholung kontrahiert eine unbestimmte Differenz dx . Die Wiederholung faltet die unbestimmte Differenz dx zu einer Fallwiederholung. Diese Verdichtung, diese Faltung ist als topologische Schicht zwischen einer inneren gänzlich unbestimmten Wiederkunft, der Änderung im Geist, und einer äußeren bestimmten Wiederholung in den Objekten zu denken. »Die empfundene Qualität verschmilzt mit der Kontraktion elementarer Reize; aber das wahrgenommene Objekt selbst impliziert eine Kontraktion von Fällen (*der Wiederholung, W. F.*) dergestalt, dass eine Qualität in der anderen gelesen wird, und es impliziert eine Struktur, in der sich die Objektform mit der Qualität zumindest als intentionalem Teil verbindet.« (DW: 102) Das Objekt/Ereignis wird nicht anders denn als perzeptive Synthese konstituiert und zusammengezogen.

In der repräsentativen Topologie werden Ereignisse und Objekte im Medium der Allgemeinheit vorgestellt. Identische Zusammenhänge konstituieren sich in einer quantitativen Ordnung, innerhalb derer die Wiederholbarkeit zwei Seiten einer »Gleichung« aneinander bindet. So können etwa zwei augenblickliche Handlungen in einem Wiederholungselement zusammengesetzt werden und mit hin als Identitäten gelten, weil sie durcheinander ersetzbar – wieder erkennbar sind.¹¹¹ Gegen diese Äquivalenzordnung, in deren Mitte Tausch und Ersetzung walten, macht die Deleuzesche Wiederholung im Bunde mit der Differenz eine qualitative Ordnung des Unersetzbaren geltend. Nicht der immer wieder erfolgende Schnitt stanzt Augenblicklichkeit, sondern die Performanz der Wiederholung gebiert Gegenwart.

in Form stets wechselnder Grenzen zwischen Innen und Außen, System und Umwelt. Differenz ist die Funktionsprämisse selbstreferentieller Operationen, anders gesagt: die Differenz zwischen zwei Komplexitäten (System und Umwelt) jenes Prinzip, das Selektion und letztlich Form ermöglicht.«

- 111 Der innere Zusammenhang von Identität und Allgemeinheit findet sich bei Hegel aufgearbeitet. Seine Lesart der Idee ist nicht die einer unbestimmten Differenz dx , die durch die Performanz der Wiederholung intensiviert wird, sondern er geht von der ideellen Einheit von Identität und Allgemeinheit insoweit aus, als die Allgemeinheit die Möglichkeit einer prinzipiellen Wiederholung im Selbstbezug bereitstellt; so etwa in den *Vorlesungen zur Ästhetik*: »Die näheren Bestimmungen nun, welche dem Begriff seiner eigenen Natur nach zugehören, sind das *Allgemeine*, *Besondere* und *Einzelne*. Jede dieser Bestimmungen für sich genommen wäre eine bloße einseitige Abstraktion. In dieser Einseitigkeit jedoch sind sie nicht im Begriffe vorhanden, da er ihre ideelle *Einheit* ausmacht. Der Begriff ist deshalb das *Allgemeine*, das sich einerseits durch sich selbst zur Bestimmtheit und *Besonderung* negiert, andererseits aber diese Besonderheit, als Negation des Allgemeinen, ebenso sehr wieder *aufhebt*. Denn das Allgemeine kommt in dem Besonderen, welches nur die besonderen Seiten des *Allgemeinen selber* ist, zu keinem absolut Anderen und stellt deshalb im Besonderen seine Einheit mit sich als Allgemeinen wieder her. In dieser Rückkehr zu sich ist der Begriff unendliche Negation; Negation nicht gegen Anderes, sondern Selbstbestimmung, in welcher er sich nur auf sich selbst beziehende affirmative Einheit bleibt. So ist er die wahrhafte *Einzelheit* als die in ihren Besonderheiten sich nur mit sich selbst zusammenschließende Allgemeinheit.« (Hegel 1994: 148)

Die »erste Form« der Wiederholung zeitigt durch ihren Mechanismus der Kontraktion Gegenwart; jenseits der Vorstellung, Wiederholung habe zwei getrennte Gegenwarten zur Voraussetzung – das ließe sich nur in der Topologie der Repräsentation denken. Damit ist im Umkehrschluss nicht gedacht, dass die Gegenwart ins Unendliche ausgedehnt wird. »Die Synthese der Zeit bildet die Gegenwart in der Zeit. Nicht dass die Gegenwart eine Dimension der Zeit wäre. Allein die Gegenwart existiert. Die Synthese bildet die Zeit als lebendige Gegenwart, und Vergangenheit und Zukunft als Dimensionen dieser Gegenwart. Diese Synthese ist jedoch innerzeitlich, was bedeutet, dass diese Gegenwart vorübergeht. Sicher kann man eine immerwährende Gegenwart ersinnen, eine Gegenwart in Koextension zur Zeit; man muss nur die Betrachtung auf das Unendliche der Abfolge von Augenblicken ausdehnen. Aber es gibt keine physische Möglichkeit einer derartigen Gegenwart: die Kontraktion in der Betrachtung bewirkt stets die Qualifizierung einer Wiederholungsordnung nach Elementen oder Fällen. Sie bildet notwendig eine Gegenwart von einer gewissen Dauer, eine Gegenwart, die sich erschöpft und vorübergeht und je nach berücksichtigten Arten, Individuen, Organismen und Teilen von Organismen variiert.« (DW: 108)

2.3.3.2. Wiederholung der Wiederholung: die Konstitution der Gegenwart im Medium der Vergangenheit

Nun darf aus dem Umstand, dass die Gegenwart vorübergeht, nicht gefolgert werden, Kontraktionen seien rhythmisiert und gingen in der Zeit vorüber. Damit wäre eine vorgängige transzendente Zeit restituiert. Vielmehr fällt die Kontraktion mit der Zeitkonstitution zusammen und drängt auf eine nächste Zeit, eine *Wiederholung der Gegenwart*. »Die erste Synthese der Zeit ist, wenngleich ursprünglich, dennoch innerzeitlich. Sie konstituiert die Zeit als Gegenwart, allerdings als Gegenwart, die vorübergeht. Die Zeit bleibt der Gegenwart verhaftet, die Gegenwart aber bewegt sich kontinuierlich in Sprüngen, die ineinander übergehen. Dies ist das Paradox der Gegenwart: Sie konstituiert die Zeit, geht aber in dieser konstituierten Zeit vorüber. Wir dürfen der notwendigen Konsequenz nicht ausweichen: Es ist eine andere Zeit als diejenige gefordert, in der sich die erste Synthese der Zeit vollzieht. Diese verweist notgedrungen auf eine zweite Synthese.« (DW: 111)

In Bezug auf die Gegenwart wiederholt (!) sich die elementare Kontraktion: Die Gegenwart kann nicht anders Gegenwart sein, sich nicht anders konstituieren, als dass sie Bestandteil einer weiteren Wiederholung, einer weiteren Kontraktion wird. Das heißt vor allem, dass die Gegenwart nicht auf der Achse einer transzendentalen Zeit eingetragen werden kann als distinkter Punkt oder Abschnitt, der »vorübergeht«. Wenn die Zeit als perforierte Zeit innerhalb einer Topologie der Repräsentation abgebildet würde, erneuerte sich das Paradox der Wiederholung: Die Wiederholung hebt in einem Zug auf die Gleichzeitigkeit des zeitlich Verschiedenen ab, wenn sie fordert, dass das eine nur erscheinen kann,

wenn das andere verschwunden ist – und darüber dennoch ein gemeinsames Moment bewahren will.¹¹² Das Vorübergehen, der *Übergang*, die Passage der Gegenwart wird mittels einer Kontraktion verdichtet. Gemäß der wechselseitigen Bestimmung erscheinen/insistieren unter der Operation der Wiederholung Vergangenheit und Gegenwart. »Daher der Gedanke Bergsons, jede aktuelle Gegenwart sei nichts als die Vergangenheit insgesamt im Zustand größter Kontraktion. Die Vergangenheit lässt keine der Gegenwarten vergehen, ohne die andere geschehen zu lassen, sie selbst aber vergeht weder, noch geschieht sie. Darum ist sie keineswegs eine Dimension der Zeit, sondern die Synthese der Zeit insgesamt, wobei Gegenwart und Zukunft bloß deren Dimensionen sind. Man kann nicht sagen: sie war. Sie existiert nicht mehr, sie existiert nicht, sondern sie insistiert, sie besteht [*consiste*], sie *ist*. Sie insistiert mit der früheren Gegenwart, sie besteht [*consiste*] zusammen mit der aktuellen oder neuen. Sie ist das Ansich der Zeit als letzter Grund des *Übergangs*.« (DW: 114)

Die Wiederholung wiederholt: sich. Die Ereignisse der Gegenwart stellen sich über die Kontraktion einer unbestimmten Differenz dx her. Durch die Verdichtung einer Bewegung, ihre Faltung auf einen Gesichtspunkt hin, lässt sich von einem gegenwärtigen Sachverhalt, Ereignis sprechen. Der *Moment* der Gegenwart allerdings muss ebenso wiederholt werden um das zu sein, was er ist, nämlich eine Wiederholung. Insoweit überschreitet sich die Idee der Bestimmbarkeit mit aktiver Kontraktion auf das Moment der wechselseitigen Bestimmbarkeit hin. »In Wirklichkeit ist die Vergangenheit – wie die Gegenwart – an sich selbst Wiederholung, auf zwei verschiedene Weisen, die sich ineinander wiederholen.« (DW: 123) Dass diese doppelte Wiederholung wiederholt, dass sie operiert, dass sie in sich greift, dass – in den Kategorien der Zeit – Gegenwart überhaupt vorübergeht, liegt daran, dass sich die Wiederholung in einem dritten Schritt zu einer Kategorie der Zukunft hin überschreitet.

2.3.3.3. Die Wiederholung der Wiederholung II: Die Zukunft als Gegenwartsgarant.

Die Werte von dx/dy ergaben die Einsicht in die kontinuierliche Bestimmbarkeit, in die beliebige Verdichtbarkeit der unbestimmten Differenzen. D.h. die Vergangenheit, die Bestimmung einer Vergangenheit kann nur gelingen, wenn die Wiederholbarkeit gegeben ist, d.i., dass jede erneute Aktualisierung des Verhältnisses

112 »Wir können nämlich nicht glauben, dass sich die Vergangenheit erst dann konstituiert, nachdem sie Gegenwart gewesen ist, oder weil eine neue Gegenwart erscheint. Wenn die Vergangenheit eine neue Gegenwart abwarten würde, um sich als Vergangenheit zu bilden, so würde weder die frühere Gegenwart vorübergehen noch die neue geschehen. Niemals würde eine Gegenwart vergehen, wenn sie nicht »zur gleichen Zeit« vergangen wie gegenwärtig wäre; niemals würde sich eine Vergangenheit bilden, wenn sie sich nicht zunächst »zur gleichen Zeit«, als sie Gegenwart gewesen ist, gebildet hätte.« (DW: 113)

von dx zu dy auf Werte führt. In den Begriffen einer Theorie der Zeit wird durch die Wiederholbarkeit gewährleistet, dass ein beliebiger Einschnitt in die Bezugnahme von dx auf dy zu sinnvollen Ergebnissen führt, die sich etwa in »Vorher« und »Nachher« verteilen. Es ist aber nicht mehr von einer transzendentalen Zeit auszugehen, die abläuft, die stapelspeichergleich abgelaufene Gegenwarten sedimentiert. Vielmehr ist die zugrunde liegende Kontinuität wesentlich für das Wiederholen, und damit für das Gelingen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. »Nachdem sie [*die Zeit W. F.*] ihrem empirischen Inhalt abgeschworen, ihren eigenen Grund verkehrt hat, definiert sich die Zeit nicht nur durch eine leere formale Ordnung, sondern auch noch durch eine *Gesamtheit* und eine *Reihe*. Die Idee einer Gesamtheit entspricht zuallererst Folgendem: dass die beliebige Zäsur im Bild einer Tat, eines einzigartigen und gewaltigen Ereignisses bestimmt werden muss, das der Zeit insgesamt angemessen ist. Dieses Bild selbst existiert in einer zerrissenen Form, in zwei ungleichen Stücken; und dennoch versammelt es auf diese Weise die Gesamtheit der Zeit.« (DW: 122-123) Gesamtheit und Reihe sind nicht als Zukunftsprojektion zu verstehen, sondern als Vollständigkeitsannahme, die gewährleistet, dass jede Bezugnahme, jede sinnvolle und zulässige Operation in der Topologie der Differenz Ergebnisse zeitigt.¹¹³ Jede Wiederholung einer Konstellation von Differenzen ergibt Werte, m.a.W. nur solche Vergangenheiten und Gegenwarten ereignen sich, die sich selbst als eine Dimension der Zukunft schreiben lassen, bei denen gewährleistet ist, dass jegliche neuerliche Wiederholung Werte ergibt. Insoweit betrifft die dritte Form der Wiederholung die Zukunft. Das Neue ist nicht das Hinzutretende, sondern wird als Möglichkeitshorizont systematisch mit dem Begriff der Wiederholung verschwistert.

113 Diese Annahme hat Hagen als »Ontologie der Kontinuumsphysik« kritisiert, die mit Einsichten der modernen Quantenphysik nicht mehr vereinbar sei. »Ich bin im Zweifel, ob dieser radikal alle Räumlichkeit und Materialitäten auflösende Ansatz phänomenologisch haltbar ist. Er nimmt – Deleuze kommt immer wieder darauf zurück und hat die Entwicklung der Theorie Bergsons diesbezüglich genau datiert – zwar den Raum-Zeit-Relativismus Einsteins präzise auf, in welchem der Raum als eine Zeit und Zeit als eine Raumdimension aufgeschrieben werden kann. Aber bei aller poetologischen Kunstfertigkeit, mit der Bergson die Einsteinsche Relativitätstheorie und das in ihr enthaltene Theorem der »Riemannschen Krümmung« wahrnehmungstheoretisch umdeutet, – die epistemologische Erbschaft der Relativitätstheorie muss er stillschweigend mitnehmen. Nämlich die Ontologie der Kontinuumsmetaphysik des 19ten Jahrhunderts, die auch durch die Annahme mannigfaltiger Kontinua in der Natur nicht gefährdet wird. Für Einstein und Bergson konnte noch gelten: *natura non facit saltus*, wenigstens in dem Sinne, dass sie oder Gott dabei nicht auch noch würfelt. Den wirklich einschneidenden epistemologischen Bruch, der die Epistemologie des 20ten Jahrhunderts kennzeichnet, hat Einstein nicht mitvollzogen, noch weniger Bergson: die Quantenmechanik.« (Hagen 2003: 16) Letztere allerdings – so Hagen – führe auf einen erkenntnistheoretischen Dualismus, der wiederum unhintergebar sei. Hagens Argument nutzt wesentlich die Metrik des Repräsentationsraumes und wird damit aus Sicht einer dynamischen Topologie der Differenz dem Entwurf Deleuzes nicht gerecht.

»Wir bringen Neues nur unter der Bedingung hervor, dass wir das eine Mal im Modus, durch den die Vergangenheit gebildet wird, wiederholen, ein anderes Mal in der Gegenwart der Metamorphose. Und das Hervorgebrachte, das absolut Neue selbst ist seinerseits nichts anderes als Wiederholung, dritte Wiederholung, diesmal überschießend, die Wiederholung der Zukunft als ewige Wiederkunft.« (DW: 124)

Die Wiederholung betrifft nicht das bestimmte, das zusammenhängende Zurückliegende. Durch ihre drei Modi werden jeweils dx , dx/dy und die Werte von dx/dy aktualisiert. Deleuze figuriert diese Aktualisierungen als Zeitformen, nämlich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Letztere trägt für die Werte, d.i. durchgängige Bestimmbarkeit Rechnung und damit entscheidend für das Zustandekommen der anderen Kontraktionen. Durch diese kompakte Operativität wird die Differenz als Unterbrechungseigenschaft zusammen mit einem »äußeren« Wiederholungsbegriff zurückgewiesen. »Durch die drei Synthesen hindurch offenbaren sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft als Wiederholung aber in drei sehr verschiedenen Modi. [...] Die königliche Wiederholung ist die Wiederholung der Zukunft, die sich die beiden anderen unterwirft und sie ihrer Autonomie beraubt. [...] Eine Philosophie der Wiederholung durchläuft alle »Stadien« und bleibt dazu verurteilt, die Wiederholung selbst zu wiederholen. Aber über diese Stadien hinweg stellt sie ihr Programm sicher: die Wiederholung zur Kategorie der Zukunft machen; sich der Wiederholung der Gewohnheit und des Gedächtnisses bedienen, sich ihrer aber als Stadien bedienen und sie auf ihrem Weg hinter sich lassen; mit einer Hand gegen Habitus, mit der anderen gegen Mnemosyne kämpfen; den Inhalt einer Wiederholung zurückweisen, die sich schlecht und recht die Differenz (Habitus) »entlocken« lässt; die Form einer Wiederholung zurückweisen, die die Differenz enthält, allerdings um sie noch dem Selben und Ähnlichen unterzuordnen; die allzu einfachen Zyklen verwerfen...« (DW: 127-128)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich aus den differentiellen Systemen zusammen mit der Wiederholung Ausdruckssysteme bilden. Wobei unter dem Begriff des Ausdrucks keine vom »Ding« getrennte repräsentative Ebene verstanden werden darf. »Man kann den Ausdruck nicht auf eine einfache Explikation des Verstandes zurückführen, ohne auf einen historischen Widersinn zu stoßen. Denn Explizieren ist alles andere als die Operation des Verstandes, der den Dingen äußerlich bleibt; es bezeichnet zunächst die Entwicklung eines Dings in sich selbst und im Leben.« (Spi: 21) Etwas zum Ausdruck bringen deutet also nicht auf eine äußerliche Attribution oder Ähnliches hin, insbesondere sind nicht jene, in der Topologie der Repräsentation enthaltenen Trennungsverhältnisse vorhanden. Der Ausdruck kontrahiert gewissermaßen mit jenem, was ausgedrückt werden soll. »Explizieren heißt entwickeln. Einschließen heißt implizieren. Die beiden Worte stehen gleichwohl nicht im Widerspruch zueinander: sie weisen auf zwei Aspekte des Ausdrucks hin. Einerseits ist der Ausdruck eine Explikation: eine Entwicklung dessen, was sich ausdrückt, eine Darstellung des

Einen im Vielen. Andererseits aber schließt der vielfache Ausdruck das Eine ein. Das Eine bleibt eingeschlossen in das, wodurch es ausgedrückt wird, eingeprägt in das, wodurch es entwickelt wird, immanent im Ganzen dessen, wodurch es dargestellt wird: in diesem Sinn ist der Ausdruck ein Einschließen.« (Spi: 20) Die dynamischen differentiellen Systeme sind nichts anderes als solche Ausdruckssysteme. Systeme, an deren Ausgang nicht Objekte (Glanville) oder Symbole (Cassirer/Willke) stehen, sondern Bewegung und Dynamik – »Lebende Systeme« (Simon 1997).

